XIII. Jahrg. Berlin, den 24. Dezember 1904. Nr. 13.



# Die Zukunft

Herausgeber:

**Maximilian Harden.**

Inhalt:

| | Seite |
|---|---|
| **Prozeß Berger** | 411 |
| **Ein Romantiker.** Von Karl Jentsch | 419 |
| **Das Hünengrab.** Von Selma Lagerlöf | 424 |
| **Bankenparade.** Von Pluto | 437 |
| **Wunschzettel** | 442 |





Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



**Berlin.**

Verlag der Zukunft.

Friedrichstraße 10.

1904.




Berlin, den 24. Dezember 1904.

# Prozeß Berger.

Noch hat Frau Holle ihr Bett nicht wieder geschüttelt. Kein Schneehäufchen mehr zu sehen; garnicht, wie sichs die Kinder zur Weihnacht träumen. Bis zu den Lostagen, den Zwölften des Mythenspukes, ist aber noch Zeit; am Ende kann der gute Knecht die Schimmelchen doch vor den Schlitten spannen. Heute ists mild, fünf Grad über Null; und auf den Fahrdämmen ein feuchter Glanz. Nur am Getriebe merkt man, daß der vierte Advent vorüber ist und Abraham im Kalender steht. Kleine Läden sogar, deren Besitzer sonst die Tage einsam verseufzen, sind jetzt belebt; und durch die Waarenhäuser scheint ein breites Goldbächlein zu fließen. Auf dem Fußsteig hat kaum Einer die Arme frei und die Weiblichkeit schiebt sich, mit ihrer Packetlast, mühsam ans Ziel. O Du selige! Früher wars gemüthlicher. Der Budenmarkt mit ganzen Gassen beschneiter Leinwand und einem Düftegemisch, das man nie wieder riecht. Lampenöl, Schmalzkuchen, versengte Tannenzweige und Kohlendunst aus der Fußpfanne. Geputzte und zerlumpte Kinder bunt im Gedräng. Einmal doch im langen Jahr eine Annäherung der zwei Volkheiten, die, ohne einander zu kennen, in den Grenzen des selben Reiches, im Weichbild einer Stadt wohnen; flüchtig, aber nicht ohne jeglichen Nutzen. Solche Kinder giebts also? Hosenmätze, die kein warmes Winterkleid, und Mädel, die keine Boa haben? Und dieser Jammer haust dicht neben uns, so nah, daß er bis auf den Weihnachtmarkt keine Stunde hat? Da konnte bethlehemitische Stimmung entstehen. Vorbei. In einer anständig verwalteten Großstadt sind die Bereiche sauber getrennt und verwöhnte Nasen vor allzu widrigen Gerüchen bewahrt. Wer im Westen nistet, hat keine Vorstellung vom dunkelsten Ostberlin, vom Nor-

den und Süden der Peripherie. Selten führt sein Geschäft ihn über die Luisenstraße, den Alexanderplatz hinaus; und da sind noch lange nicht die letzten Häuser. Auch in der Krippenfestzeit ist die häßlichste Noth nicht zu sehen. Bettelvolk allenfalls; doch Bettler, schon von Klein auf lernen wirs, sind meist Schwindler, Arbeitscheue, die mit geheuchelter Verkrüppelung um Mitleid werben, oft in einer Lumpenmaskerade, die sie selbst abends bei voller Schüssel belachen. Und außer ihnen verdrießt nichts das Auge. An nicht sehr hellen Ecken manchmal eine Gemeindeschülerin oder ein noch jüngeres Würmchen mit Pfennigwaare: Schäfchen, Postkarten, Hampelmännern oder Christkerzen. Wenig Absatz; aber das Kind blickt munter drein und hat in der warmen Luft nichts auszustehen. Hart gewöhnt. Sein Päckchen hat schließlich Jeder.

Die Abendblätter. Da ist ein anderer Betrieb. In der Weihnachtwoche lahmt sonst der Straßenverkauf. Wer auf Geschenke birscht, vergißt gern, daß draußen irgendwo gerauft und gehadert wird, hats mit dem Allerneusten wenigstens nicht sehr eilig. Diesmal blüht das Wandergeschäft. Selbst die Hastigsten machen Halt, stapeln links die Packete, holen mit der Rechten den Nickel aus dem Schlund und klemmen die Abendzeitung zwischen die Bindfäden. In der Elektrischen ists ja hell; und wenn man nach Haus kommt, weiß man schon, wie heute die Sache steht. Die Sache: der Mordprozeß Berger. Achter Tag der Hauptverhandlung. Seit acht Tagen fast das einzige Gesprächsthema, bei Kommerzienraths und im Schusterkeller. Ueberall die Frage: Wird er verurtheilt? Beinahe überall die Antwort: Gethan hat ers sicher; aber klar bewiesen ist eigentlich noch nichts. Seit den schönen Kwileckitagen wurde nicht so neugierig nach der moabiter Straffabrik hingehorcht. Auch nichts Alltägliches. Mord, vielleicht Lustmord. Die Leiche des Opfers, der kleinen Lucie Berlin, zerstückelt im Wasser gefunden. Der That beschuldigt ein übler Geselle. Berger; vielfach vorbestraft; bezog einen Theil seines Unterhaltes von dem alternden Kontrolmädchen, mit dem er manches Jahr schon zusammenlebte. Ein Indizienbeweis, zwar von der Polizei künstlich gelöthet, aber so fein, daß kaum ein Luftlöchelchen bleibt. Und ein Zeugenheer, das die dicksten Felle zur Gänsehaut wandeln kann. Prostituirte und Zuhälter, im Superlativ edle Eltern und Schandkinder; der hundertjährige Großvater Sue hätte es kaum besser gemacht. Im Hintergrunde das Frauengefängniß, allwo die Kontrolirten ihre Sünden abbüßen. Und ringsum der dräuende Chor einer organisirten Zuhälterzunft. Den Leser überläufts. Das giebt es in unserer berlinischen Welt? Ein Haus, das hundertsechzig Miether herbergt, darunter so viele Strichgängerinnen, daß der Verwalter selbst die genaue Ziffer nicht an-

geben kann. Stellenlose Bummler, die ein aus dem Rinnstein gegabeltes Frauenzimmer mit Speck und Dreck in irgend eine Unzuchtbude verschleppen. Holde Damen, die sich an jedem Tag, den Gott werden läßt, für sechs, zehn Männer hinlegen und doch auf ihren Kerl eifersüchtig sind. Ordentliche Leute, die ihrem Mädel den Verkehr mit Huren erlauben und nichts dabei finden, wenn es den netten Zuhälter Onkel nennt. Das giebts? . . . Immer das selbe gruselige Staunen. Vor vierzehn Jahren Prozeß Heinze, vor fünf Jahren Prozeß Guthmann. Die öffneten noch schlimmere Höhlen dem Blick. Jedesmal wurde ein Weilchen gezetert, der Zustand als unwürdig und unerträglich verwünscht: und schnell dann wieder der Schleier über die ekle Fratze gezogen. Nur in Prozeßberichten darf von diesen Dingen geredet werden. Wenn gerade nichts Sexuelles auf dem Schwurgerichtsplan steht, ist die leiseste Erwähnung der Prostitution und ihrer bösen Begleiterscheinungen streng verpönt. Eine blödsinnige Sitte. Wer in unseren Zeitungen Parent-Duchâtelet oder Jeannel, Tarnowskij oder Moll, englische oder deutsche Abolitionisten ausführlich citiren wollte, hätte lange zu suchen, bis er Unterschlupf fände. „Trotz der, wie wir zugeben, dezenten und wissenschaftlichen Behandlung können wir diesen Gegenstand unserem Leserkreis nicht zumuthen.“ Maupassants Petite Roque würde von den Wohlanständigen sicher nicht gedruckt. Wird in Moabit aber etwas blutrünstig Geschlechtliches durchleuchtet, dann muß Alles, auch das Unsauberste, geschwind ins Blatt. Mit fetten Abschnittüberschriften in das Blatt, das Tage lang herumliegt und auch Unmündigen erreichbar ist. Wenn Knirps Willy (oder das zehnjährige Lieschen) beim Morgenkaffee, während Papa und Mama sich anziehen, die Vermuthung liest, Bergers Gier sei erwacht, als er die kleine Lucie auf dem Fußboden liegen, strampeln, mit den Beinchen den Hund necken sah: was dabei durch die Kindsköpfe gehen und mit welchem Spürsinn oft in der ersten Pause diese höchst merkwürdige Geschichte in der Kameradschaft beschwatzt werden mag! Würde Willy und Lieschen aber auch nur bei Julia Kapulet betroffen, dann wäre im Hause der Teufel los.

Noch eine Zeitungsünde: die „Stimmungbilder“. Der kahle Bericht, den bei uns alle Blätter im selben Wortlaut bringen, genügt manchen Verlegern nicht; sie möchten was Apartes. Da wird denn ein Auserlesener nordwestwärts geschickt, der die Stimmung fürs Abendblatt einfangen soll. Einzelne machens recht wacker; doch fast immer muß der Angeklagte die Zeche zahlen. Er hat einen Verbrecherschädel oder ein Raubvogelgesicht; sitzt apathisch oder zeigt auffallende Unruhe; ist wachsbleich oder fieberroth; glotzt stumpfsinnig vor sich hin oder läßt die umränderten Augen angstvoll durch

den Saal schweifen; und selten wird das beliebte Netz vergessen, „das sich dicht und dichter um ihn zusammenzieht." Da der arme Schächer von Tag zu Tag nervöser und kümmerlicher wird, giebts jeden Abend über sein ungemein verdächtiges Aussehen, seine „innere Gebrochenheit" Neues zu melden. Das geht wirklich nicht länger. Das heißt nicht, Stimmung malen, sondern, Stimmung machen; und gegen Einen, der, mag er das Ruchloseste gethan haben, doch schon arg genug dran ist. Könnt Ihr Bildner Euch nicht vorstellen, wie den eines Kapitalverbrechens Beschuldigten die lange Untersuchunghaft zermürbt? Welche Qual die mehrtägige Hauptverhandlung bereitet, in der auch der Unschuldige jedes Wort zehnmal wägen, vor jeder Zeugenaussage zittern muß? Soll er da auch noch seine Haltung und Miene bewachen und wie beim Photographen (bitte: recht freundlich!) hübsch gerade sitzen? Herr Landgerichtsrath von Pochhammer, der den Prozeß Berger mit ruhigem Takt leitet und den Mann im Holzkäfig wie einen Menschen behandelt, hat die Preßbotschafter höflich gebeten, ihre Prophetenkunst rasten und nur thatsächlich Festgestelltes drucken zu lassen. Vergebens. Die Stimmungbildergalerie muß erweitert werden. „Mit affektirter Ruhe, scheinbar stumpfsinnig, folgt der Angeklagte den Erörterungen der Sachverständigen." So siehts heute aus. Die Herren gewöhnen sich in den Jargon schlechter Staatsanwälte. Ist der Angeklagte unbeholfen im Ausdruck, durch das Kreuzverhör scheu gemacht, durch die Angst um Leib und Leben verschüchtert: sein wirres Gerede verräth deutlich die Schuld. Zeigt er Zuversicht, redet keck, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und hat auf jeden Einwurf eine pfiffige Antwort: die Frechheit dieses geriebenen Burschen muß allgemeine Entrüstung erregen. Versagt sein Gedächtniß: Schuldbeweis; ein anständiger Mensch weiß nach sieben Monaten noch ganz genau, was er an einem bestimmten Tag seines Lebens zwischen acht und neun Uhr vormittags gethan, wo er sich aufgehalten, mit wem er gesprochen, welchen Rock er getragen und wo er einen Cognac getrunken hat. Genügt sein Erinnerungvermögen jedem Anspruch: Schuldbeweis; nur ein abgefeimter Verbrecher konnte sich für jede Minute einen Alibibeweis ergrübeln. Hundertmal wurden uns solche Schlüsse gezeigt. Die Landpfleger der öffentlichen Meinung sollten unbefangener sein als ein von blindem Glauben berauschter Dutzendprokurator; sollten einsehen, daß die Art, wie ein seit dreißig oder vierzig Wochen eingesperrter Angeklagter sich in der Hauptverhandlung giebt, daß die Physiognomie, auf die sie sich noch meisterlicher als Gretchen verstehen, für Schuld oder Unschuld gar nichts beweist. Während der Voruntersuchung kommen alle Notizen auf geradem oder krummem Weg aus der Polizeistube oder aus einer Gerichtsschreiberei.

Vor der Hauptverhandlung wird ein Anklageextrakt veröffentlicht. Ehe er noch den Mund aufthun darf, gilt der Angeschuldigte Hunderttausenden schon als überführt, ist er ihnen zehnmal als Scheusal geschildert. Die Stimmungbilder, die ein Geschworener dem anderen hinüberreicht, hatten nur noch gefehlt.

Im Aerger habe ich das Blatt zerknittert. Den Inhalt wiederholt mir in der elektrischen Bahn aber mein Nachbar, den namentlich die „affektirte Ruhe“ des Zuhälters empört; und noch vor dem Kurfürstendamm kommt die hochnothpeinliche Frage, zum zehnten Mal seit dem Lazarustag: Würden Sie Berger verurtheilen? Keine sehr kluge Frage; denn wer judiziren soll, muß von der ersten bis zur letzten Minute der Verhandlung gefolgt und nicht auf kurze Berichte angewiesen sein. Gemeint ist ja aber auch nur, ob das öffentlich vorgebrachte Beweismaterial ausreichend scheint. Und da antworte ich, ohne zu zögern: Nein. Antworte am Abend nach der achten Schwurgerichtssitzung. Vielleicht wird Berger noch überführt; vielleicht bekennt er die That. Dann wäre der Zweifel verweht. Was bisher ans Tageslicht kam, dürfte niemals zu einem Spruch genügen, der einem Menschen das Leben nimmt.

In unserem Fall ists ein recht unsäuberlicher Erdenbewohner, an dem die Menschheit nicht einmal ein Paar rüstiger Arme verlöre. Faul, unredlich, im Dunst gemeiner Kneipen verludert. Der Hemdzins seines Mädchens nährt ihn; und stockt in Berlin das Geschäft, so wird auf den Provinzstrich gereist. Also das Unterste aus dem Korbe billiger Großstadtfrüchte. Aber dieser Zuhälter („Lude“, sagt man in Berlin) der ehrenwerthen Johanna Liebetruth soll ein Kind mißbraucht und getötet haben. Das klingt zunächst unwahrscheinlich. Jeder Sittenschutzmann weiß, „daß Luden nicht Freier auf Nutten sind;“ daß diese Gentlemen sich an bequemere Genüsse halten. Eine Perversion des Geschlechtstriebes ist immerhin möglich. Man denkt an den von Feuerbach dargestellten Fall Bichel, an den Marquis de Sade, an Meneslou und den Mörder von Whitechapel. Ein Zuhälter, von reifer Frucht übersättigt, ohne Hemmung vom Drang beherrscht: warum soll irre Brunst ihn nicht ins scheußäligste Verbrechen reißen? Doch hat kein einziger Zeuge auch nur behauptet, Berger sei pervers. Der normale Trieb war in dem Mann, trotz schon langer Laufbahn, noch so stark, daß seine Hanne auf Schritt und Tritt Grund zur Eifersucht fand. Nie hat er Neigung zu Kindern oder Halbwüchsigen gezeigt, nie etwa die kleine Lucie oder ein anderes Töchterchen der Lasterkaserne getätschelt oder unzüchtig berührt. Dabei ist zu bedenken, daß es in dieser Sphäre nicht zugeht wie im Haus Wirklicher Geheimer Räthe; daß hier ein sehr derber Griff oder gar eine saftige Zote noch nicht als Frevel gilt; und daß auch die

Kinder schon in sexualibus erschrecklich Bescheid wissen. (Kinder im Hurenhaus; der geilste Gorilla könnte drüber heulen.) Trotz Alledem: nichts; kein noch so winziges Symptom. Wir müßten also annehmen, dieser mit allen Salben geschmierte Lude habe eines Mittags, als er ein Bischen angekneipt und die Hanne im Weibergefängniß war, nach dem Kinde gelangt, um das er sich nie gekümmert hatte, das widerstrebende Mädchen abgeschlachtet, die Leiche versteckt. Das Alles soll in dem von der Liebetruth gemietheten, von Berger mitbewohnten Zimmer geschehen sein, an dessen Thür jeden Augenblick ein braver Hausgenosse klopfen konnte; ein paar Treppenflurschritte nur von dem engen Heim der Berlins, die ihr Kind bald doch vermissen und suchen würden. Möglich; aber nicht leicht zu glauben. Auch für einen Lüdrian und Zuhälter ists keine Kleinigkeit, kein Vortischspaß, ein Kind zu schänden, zu töten. Hätte er nicht ein fremdes, in ferner Gegend, gesucht? Unter den Augen der Eltern gemordet und sich der Gefahr sofortiger Entdeckung ausgesetzt? Ein einziges starkes Indizium zeugt wider den Angeklagten. In einem aufgefischten Reisekorb kleinsten Formates sind Blutspuren, Wollfädchen und Papierreste gefunden worden, die vom Kleid und von der Verpackung der Leiche zurückgeblieben sein sollen. Johanna Liebetruth hatte solchen Korb; und als sie aus der Haft kam, war er verschwunden. Wohin? Berger behauptet, ihn einer armsäligen Stundenliebsten geschenkt zu haben, die aber nicht zu ermitteln war. Lüge, sagt der Ankläger; der Mörder hat die Leiche in den Korb gepackt, ihn nachts aus dem Haus geschmuggelt und an einer einsamen Stelle ins Wasser geworfen; wir haben den Korb, kennen seine Herkunft, haben also auch den Mörder. Dagegen ließe sich noch Mancherlei einwenden. Erstens war bis jetzt nicht zu erweisen, daß es derselbe Korb ist; von der Sorte giebts Tausende, die nach gleicher Handwerksgewohnheit hergestellt werden und deshalb nicht zu unterscheiden sind. Zweitens kann die Frauenzimmergeschichte Schwindel und Berger dennoch unschuldig sein. Er mag den Korb wirklich irgendwo, für Bier oder Bettgunst, in Zahlung gegeben, die wüthende Hanne aber angelogen haben: un[illegible] saß dann auf seiner Lüge fest Jeder Widerrufsversuch hätte den Verdacht nur g[illegible]steigert; und der Korb war vielleicht nicht mehr aufzutreiben. Berger hätte jeden[illegible] alls eine Riesendummheit gemacht, wenn er, statt den kleinen Leichnam in das Papiergewand einer öffentlichen Meinung zu wickeln, den Korb benutzt hätte, den seine Herbergerin, [illegible]ls sie aus dem Lesbierinnenparadies heimkam, vermissen mußte. Doch bleibts ein beträchtliches Indizium. Eins, das den Kopf kosten dürfte? Nein.

Und alles Uebrige wiegt federleicht. Polizeipsychologie und der aus hundert Prozessen bekannte Mordklatsch. Einer oder Eine hat in der Stunde, in der das Verbrechen geschehen sein soll (soll; sicher ist weder die Zeit noch der Ort der

That) ein verdächtiges Geräusch vernommen. Ein Kind hat in Berger den Mann erkannt, den es mit Lucie Berlin auf der Straße getroffen haben will; hätte ihn wahrscheinlich in jedem Angeschuldigten erkannt, den ein Kriminalkommissar es sehen ließ. Und das Zeugniß dieses Kindes habe dem Abgebrühten das Blut aus der Schläfe getrieben. Solche Geschichten können nur durch die besondere Akustik eines überhitzten Schwurgerichtssaales zur Wirkung kommen. Ein schlimmer Kunde, der viel auf dem Kerbholz hat, kann, trotz allem Unschuldbewußtsein, die Farbe verlieren, wenn auf der Polizei ihm der Mund eines zarten Kindes zuruft: Ich habe Dich mit dem Mädchen getroffen, das Du, nach von Dir beschworener Angabe, nur einmal im Zimmer und nie auf der Straße sahest. Wichtig und der Rede werth ist nur die Thatsache, daß die Liebetruth ihren alten Lagergefährten belastet hat. Nicht schwer; die That, sagt sie, sei ihm nicht zuzutrauen. Nährt trotzdem listig den Verdacht und rührt nicht den Finger, um den armen Lude aus der Schlinge zu lösen. Sie brauchte nur zu sagen, der im Wasser verquollene Korb komme ihr anders vor als ihrer: und die Grundmauer der Anklage wankte. Sie sagts nicht; so ähnlich war er, ganz so; und je öfter ich ihn sehe, desto sicherer werde ich, daß es mein Korb ist. Wer fordert da noch bündigeren Beweis? Die Bekundung der eigenen Buhle verdächtigt den Kerl. Die Zuhälter, spricht ein an den Zeugentisch gerufener Kriminalkommissar, sind fest organisirt und haben eine wahrhaft dämonische Macht über diese Weiber. Dennoch sagt hier eins gegen den Bettschatz aus; und gilt darum den Meisten als glaubwürdig. Nicht Jedem freilich. Die Mär von den nächtigen Zusammenhängen zwischen einer organisirten Zuhältergewerkschaft und der Dirnengilde hörten wir schon im Prozeß Guthmann. Sie klingt noch immer romanhaft. Im alten Paris, wo 1830 bei David das Zuhältermanifest des schönen Theodor Cancan erschien und der Polizei drohte, ihr Feldzug gegen die Mädchenausbeuter werde der Hauptstadt nur ein neues Spitzbubenheer von fünfzigtausend Mann schaffen, konnte man allenfalls noch an das Spukleben einer Würgerbande glauben; die berlinische Wirklichkeit zeigt flottirendes Lumpenproletariat, das sich höchstens zu Grüppchen vereint. Auch mit der dämonischen Macht der Männchen ists nicht gar so weit her. Gerade die Liebetruth hatte ihren Louis ordentlich am Halfterband. Und wenn andere Frauenzimmer auch oft von ihrem „Verhältniß" gräulich geprügelt werden: gegen den Blaukoller kommt die Angst vor dem Rohsten nicht auf. Jeder Schutzmann, schrieb schon Tarnowskij, herrscht unumschränkt über die Prostituirten seines Reviers. Das ist die unvermeidliche Folge der Vogelfreiheit, in der diese Mädchen leben. Sie stehen nicht unter dem Gesetz, sondern unter Vorschriften, die morgen zu ändern sind und denen

auch, so lange sie gelten, nicht stets Gehorsam erzwungen werden kann. Die Prostituirte muß thun, was die Polizei heischt; und ist deshalb in Kriminalprozessen als Belastungzeugin nur mit äußerster Vorsicht zu verwerthen. Damit soll nicht etwa angedeutet werden, die Aussage werde ihr soufflirt; nein: sie hat selbst den dringenden Wunsch, so auszusagen, wie es der Polizei angenehm ist. Weil sie sich als zwar fleckige, aber haltbare Stütze der Staatsordnung erweisen will und weil Die vom Revier hundert Mittel haben, ihr das Bischen Leben noch saurer zu machen. Das Walten der Sittenpolizei steht in einem wunderlichen Kapitel verzeichnet, das nicht gern aufgeblättert wird. Diese geplagte Behörde muß sehr politisch zu Werke gehen und darf sich nicht allzu ängstlich an den Buchstaben halten. Seht Euch das Haus in der Ackerstraße an, die Massenherberge, wo die kleine Lucie Berlin aufwuchs. Da wimmelts von Dirnen. Alle Bewohner und Nachbarn wissens; wissen auch, daß nach dem Gesetz wegen Kuppelei mit Gefängniß bestraft werden soll, wer „gewohnheitmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet." Aber man drückt ein Auge zu; weil man muß. Wirthschaft, Horatio! Vom Ertrag der Unzucht fristet manche sittsame Familie das Leben; ohne ihn müßte sie unters Dach. Treibt die Prostituirten (die heute ja nicht zu entbehren sind, also auch wohnen müssen) aus den Häusern: und seht dann zu, wie viele Wirthe den Miethzins verlieren.

... Der vierte Advent ist vorüber. O Du fröhliche! Ehe die Christkerze brennt, werden wir wissen, ob der edle Berger geköpft, auf Lebenszeit eingesperrt oder zu neuer Bummelfahrt mit dem Mulattenemil freigelassen wird. Keine allzu wichtige Entscheidung; denn daß in acht von zehn Fällen das Sentiment, die Stimmung der Richter das Urtheil spricht, ist nicht seit gestern bekannt. Dann hören wir noch ein Weilchen Fürchterliches über den Abgrund, der sich (zum ersten Mal?) aufgethan hat, über die weiterfressende Entsittlichung des Volkskörpers (Das läßt sich natürlich noch viel schwungvoller ausdrücken), von der sozialen Gewissenspflicht, die Wohnungnoth in den Großstädten endlich zu lindern, und von der Nothwendigkeit, das Dirnenunwesen (anders gehts nicht) auszuroden. Sämmtliche Konsuln werden in hohem Ton an ihre Pflicht gemahnt; brauchen aber nicht zu beben. Der Prozeß, der solchen Gräuel zeigte, wird bald vergessen sein. Der Kleinleutewirth will pünktlich seine Miethe, das hungrige Männchen sein Amusirmädchen haben; „in jeder Preislage". Johanna Liebetruth putzt, mit dem Nimbus der Kronzeugin, in der Ackerstraße ihr Bäumchen und ruft die Kindlein zur Bescherung. Frau Holle schüttelt ihr Bett: und Schneeflocken hüllen die schmutzigsten Straßen ins Feiertagskleid.

❦

# Ein Romantiker.

Die ganze lebende Generation seiner Landsleute vor seinen Richterstuhl fordern: Das ist ein kühnes Unterfangen. Oskar Ewald, ders in einem Buch thut (Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart; Berlin, Ernst Hofmann & Co.), darf wenigstens sagen, daß er die Angeklagten gründlich studirt und über ihren Zustand nachgedacht hat. Als Norm für den Urtheilsspruch dient ihm seine in Kant wurzelnde heroisch-idealistische Welt- und Lebensansicht, die er in diesem Werk übrigens nur zum Theil verräth; vielleicht enthält sein Buch „Nietzsches Lehre", das im selben Verlag erschienen ist, das ich aber nicht kenne, die Ergänzung. Sein Ideal ist die unsichtbare Kirche der autonomen, in der Einsamkeit sich selbst genügenden Menschen, sein Gott die Menschheit, nicht etwa das Menschengeschlecht oder die Summe aller Menschen, sondern die Idee der Menschheit, der zur Autonomie hinaufgeläuterte Mensch; seine Forderung die Persönlichkeit, der Individualismus; nicht der Individualismus der Libertiner und der Anarchisten, der Egoisten, die mit ihrem schlechten winzigen Ich Götzendienst treiben, sondern der sittlich gebundene Individualismus, der den Altruismus einschließt. Das Ich erscheint ihm durch sein bloßes Dasein zum Helden einer Tragoedie bestimmt, zum Kreuze verurtheilt: der ethische Mensch kann und darf nicht glücklich sein wollen. (Hier vor Allem wäre eine Ergänzung nöthig: die metaphysische Ursache dieses Verhängnisses müßte angegeben werden. Sie wird wohl auf Schopenhauer oder Hartmann hinauslaufen; wahrscheinlich auf Hartmann, der ja auch von Kant — und Hegel —, nicht von Schopenhauer abstammen will).

Die Methode nun, nach der Ewald bei der Beurtheilung unserer Zeit verfährt, ist künstlich und verwickelt und wird sich mit wenigen Worten nicht völlig klar machen lassen. Er zeigt, daß unserer Zeit das starke Kulturbewußtsein fehle. Sie gehöre weder zu den Zeiten, in denen Kulturreichthum im Stillen aufgehäuft wird, noch zu denen, die von solchem Reichthum entbunden werden. Doch lebe unser Geschlecht auch nicht ganz nutzlos: es habe ein Erbe zu verwalten, nämlich an der Lösung der Probleme zu arbeiten, die ihm die Romantik hinterlassen habe. Abweichend von der herrschenden Ansicht sieht er in der Romantik, der er auch Kant und das Beste von Goethe zurechnet, eine höchst produktive Periode, die, starke Empfindung, einen Reichthum an Stimmungen mit dem Reichthum philosophischer Gedanken erfüllend und befruchtend, die Idee des vollendeten Kunstwerkes geschaffen habe. Die vier größten Probleme der Romantik demonstrirt er an vier Männern, die selbst nicht eigentlich zu den Romantikern zu rechnen und deren Problemen so wenig gewachsen gewesen seien, wie nach seiner Meinung das heutige Geschlecht es ist: an Gentz, Grabbe, Lenau und Heinrich von Kleist erörtert er die Pro-

bleme des Staates, der Kunst, der Religion, der Erotik. Die Kritik dieses Verfahrens, des neuen Begriffes der Romantik und der Urtheile des Verfassers über die genannten vier Männer, über die Epigonen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und über die Modernen überlasse ich den Literaturkundigen und bemerke nur, daß diese Urtheile höchst amusant und meiner unmaßgeblichen Ansicht nach vielfach zutreffend sind (wenn auch zu stark ausgedrückt; ein selbst noch Grüner darf nicht von Gründeutschland sprechen). Die Herren Sudermann und Konsorten würden einen Heidenlärm darüber beginnen, wenn sie nicht kluge Geschäftsleute wären, die so was lieber durch Totschweigen unschädlich zu machen suchen. Ich selbst beurtheile die Herren milder, weil ich glaube, daß man ihnen Unrecht thut, wenn man an ihre Fabrikwaare den ästhetischen Maßstab anlegt. Sie sind Fabrikanten der Waare Unterhaltungstoff und insofern volkswirthschaftlich nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, als ein freilich nur unbedeutender Theil des Volkes mit dieser Waare sein Erholungbedürfniß befriedigt. Dichter können sie schon darum nicht sein, weil die Zeit der Versdichtung und der Bühnendichtung für uns vorüber ist. Wer bedeutende Gedanken auszusprechen hat, thut es in Prosa. Nur das Mittelding zwischen Poesie und Prosabelehrung: die psychologische und Lebensstudie in Roman- und Novellenform, ist noch zeitgemäß. Einen Grund des Wandels hat Georg Hansen, der Verfasser der „Drei Bevölkerungstufen", entdeckt. Dichten heißt: Sprache schaffen. Ist die Sprache fertig, so giebt es nichts mehr zu dichten. Dante hat die italienische Sprache geschaffen, und was man nach ihm noch im Lande der Citronen sang, ist nicht der Rede werth. Die Epen- und Minneliederdichter des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts haben das Mittelhochdeutsch, Lessing und die Weimarer haben das Neuhochdeutsch geschaffen. (Dessen erste Schöpfung durch Luther ist in einer wüsten Zeit unpoetisch vor sich gegangen). Goethe selbst hat Das schon erkannt; er sagte einmal von den Epigonen, sie bildeten sich nur ein, daß sie dichteten; die Sprache dichte für sie.*) Darum halte ich es auch für verfehlt, wenn man, wie Ewald thut, eine ganze Zeit nach ihren belletristischen Erzeugnissen beurtheilt. Diese sind nur in einzelnen kurzen Perioden das wichtigste Kulturprodukt. Niemals ist in unserem Vaterlande Größeres geleistet worden als in der Zeit von Karl dem Großen bis zum ersten Salier; denn

*) Ich kann die Stelle im Eckermann nicht finden und schreibe darum eine andere, sie ergänzende ab. Im Januar 1827 war davon die Rede, daß keiner der jungen Dichter etwas Gutes in Prosa schreibe. Goethe sagte: „Das ist sehr einfach. Um Prosa zu schreiben, muß man Etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, Der kann doch Verse und Reime machen, wo dann ein Wort das andere giebt und zuletzt Etwas herauskommt, das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es Etwas."

damals ist die deutsche Waldwüste in Kulturland und das germanische Naturvolk in ein Kulturvolk umgewandelt worden. Aber für Sprachschöpfung ließ die harte Arbeit weder Kraft noch Zeit übrig; was geschrieben werden mußte, wurde lateinisch abgefaßt; und mit dem halben Dutzend deutscher Sprachdenkmäler, die damals geschaffen wurden, beschäftigt sich heute, außer den Germanisten von Beruf, kein Mensch. So hat auch unsere Zeit wieder Wichtigeres zu thun, als zu dichten. Selbstverständlich ergießt auch heute jeder Jüngling — so weit es noch jugendliche Jünglinge giebt — seine Gefühle in Verse; aber wer unseren ernsthaften Geschäftsmännern und Berufsarbeitern zumuthet, solche Ergüsse zu lesen, verfällt dem Kladderadatsch.

Darf, von diesem Standpunkt aus betrachtet, die Berechtigung von Ewalds Unternehmen angezweifelt werden, so muß man ihm doch lassen, daß er bei der Ausführung viele gute und wahre Gedanken und viel nützlichen Denkstoff zu Tage gefördert hat. Ein paar Proben. „Eine Generation, die dem Unsterblichkeitgedanken fühlen Indifferentismus entgegensetzt, begiebt sich damit des Anspruches auf wahre Kultur. Denn sie mißt sich selber keinen bleibenden Werth bei; sie hat nicht einmal das Bedürfniß danach. Der Hinweis auf den Fortbestand und die Erhaltung in der Gattung ist ein elendes Surrogat." „Religiöse Toleranz und politischer Freisinn gehen nicht zusammen, sondern schließen einander vielfach aus." In Beziehung auf den Staat eignet er sich Nietzsches Ausspruch an: „Wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist." (Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß er unter den deutschen Literaturgrößen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eigentlich nur drei gelten läßt: Hebbel, Richard Wagner und Nietzsche; leider seien alle Drei allgemein und gründlich mißverstanden worden; Nietzsche freilich habe das Mißverständniß selbst verschuldet). Der Staat solle der Kultur dienen, gerathe aber dadurch in einen tragischen Widerspruch gegen sein eigenes Wesen, das antiindividualistisch und deshalb kulturfeindlich sei, denn alle Kultur entquelle überragenden Persönlichkeiten. Ja, der Staat selbst verdanke sein Dasein genialen Persönlichkeiten und sei ohne solche nicht denkbar, obwohl er sie bedrohe und unterdrücke. Und ein dritter Widerspruch liege darin, daß auch der höhere Mensch des Staates bedarf, sowohl um leiblich existiren als um geistig wirken zu können. Den folgenden Gedanken habe auch ich schon oft ausgesprochen. Obwohl ein Staat ohne staatsmännische Genies nicht groß werden könne, befördere seine Größe keineswegs die Erzeugung von Genies. Italien habe solche in größter Zahl hervorgebracht, als es in Kleinstaaten getheilt und zu einem großen Theil fremden Herren unterworfen war, und der Deutsche sei seit 1870 in der höheren und feineren geistigen Kultur „den anderen Völkern ein geistiger Vasall und sich selber ein Fremdling geworden." Ich füge hinzu, daß Kenner Italiens in der Zeit der Einigung ein ganz plötz-

lich eintretendes Sinken des geistigen Niveaus bemerkt haben. Im Gegensatze zum Staat sei die Kirche ihrem Wesen nach individualistisch (wozu etliche „aber" zu machen wären), doch sie „ist Staat geworden und geblieben. Das ist die Tragoedie von Jahrtausenden, eine viel tiefere Tragoedie, als Die wähnen, deren Weltanschauung sich aus ein paar politischen Randglossen zusammensetzt und die das Problem damit erledigt glauben, daß sie ‚Los von Rom!' rufen und die rührigen Sachwalter der Klerisei für alles Weltelend verantwortlich machen. Daß die Kirche Staat wurde, ist nicht Wirkung eines bösen Willens Einzelner, sondern ein immanentes Verhängniß." Auf die Frage, ob es einen Fortschritt gebe, antwortet Ewald: für das Genie giebt es keinen; das älteste der bekannten Genies, Homer, ist so groß wie das jüngste. Aber die Masse schreitet fort. Dazu bemerke ich, daß auch der Fortschritt der Masse vielfach nur Schein ist. Die moderne Arbeitstheilung und die mit dem beweglichen Reichthum fortschreitende soziale Differenzirung haben die unterste Schicht auf die Stufe der Thierheit hinabgedrückt; und daß diese Schicht nun wieder mit einem ungeheuren Aufgebot von politischen und privaten Veranstaltungen auf die Stufe der Menschheit emporgehoben wird, auf der in Homers Zeit jeder Sklave und im Mittelalter jeder Leibeigne lebte: Das erscheint als Fortschritt. In der Wirklichkeit beschränkt sich der Fortschrit auf die Technik und auf die Masse des Wissens; und an diesem Fortschritt hat das Genie so gut Theil wie der Mann aus dem Volk, denn auch Homer wußte nicht, daß die Erde ein Planet ist. Die Kräfte aber, deren Thätigkeit das höhere Menschenthum ausmacht, Denkkraft, sittliches Empfinden und ästhetisches Urtheil, ändern sich nicht und wachsen nicht. Am Wenigsten nimmt Das zu, woran Allen am Meisten liegt: das Glück.

Wie Ewald an Michel Angelo und Giordano Bruno zeigt, daß die Renaissance keineswegs eine Emanzipation des Fleisches, sondern eine Befreiung und Erhebung des Geistes gewesen sei und daß auf den verbrannten Philosophen nicht die Anhänger Herberts Spencer oder Haeckels, sondern nur die Jünger Platos ein Recht haben, möge man in dem Buch nachlesen. Nur zwei originelle Gedanken will ich erwähnen, ohne sie zu kritisiren. Raffael sei kein echter Renaissancemensch. Er habe nicht die Schönheit des Weibes geliebt; die Liebe zu dieser sei tragisch, weil sie der Sehnsucht nach einem Ideal entspringe, das nicht verwirklicht werden könne; Raffael habe die Mutterliebe verherrlicht, habe also im Anblick der Gattung sein Genügen gefunden, sei demnach nur Idylliker gewesen, während der echte Renaissancekünstler den Blick auf sich selbst richte, sich selbst Problem und dadurch tragisch werde. Und im Don Juan sieht Ewald den Bankerot des Madonnenkultus. Dieser habe Dante zu beseligen vermocht, der an die Verwirklichung seines Ideals nicht gedacht, vom Weibe für sich nichts begehrt habe; wolle Einer das Ideal kör-

perlich fassen (und Don Juan hasche nach so vielen Weibern, weil er in keiner einzigen sein Ideal finde), so müsse er an der Vergeblichkeit dieses Strebens zu Grunde gehen. Als eine gemeine Karikatur von Raffael erscheint bei Ewald, der in der Beurtheilung des Sexuellen Weininger nah steht, Zola wenigstens in einem seiner Romane. Unsere Zeit habe verlernt, in dem Begriff Menschheit eine Vernunftidee zu sehen; sie denke dabei nur an Ziffernsummen, Massen, an die Gattung. „Der Mensch kommt für sie nur insoweit in Frage, als er seine animalischen Funktionen erfüllt, für Selbsterhaltung und für Fortpflanzung Sorge trägt. Das Aufgehen in der Sexualität, in den Mysterien der Zeugung ist eben nicht blos in der Literatur, sondern auch in Wissenschaft und Philosophie heute auf der Tagesordnung. Ein Roman wie Fécondité darf nicht allein als senile Leistung des alternden Zola angesehen werden, sondern repräsentirt mit seiner beinahe idiotischen Apotheose des Kaninchenstalles den Geist eines Zeitalters, das sein ganzes Interesse dem Fortpflanzungsgeschäft zuwendet." Dann wendet er sich gegen die „evolutionistische Ethik".

Thatsächlich ist die letzte Periode des Materialismus und des diesem verwandten Positivismus in der Wissenschaft schon abgelaufen und Ewalds Buch ist nur deshalb von Bedeutung, weil diese „Ismen" in der nicht allzu schönen Literatur noch nicht abdanken wollen. Gericht über diese zu halten hat ihn sein kantischer Glaube an unbedingte Werthe sehr gut befähigt. Ob er jedoch und wie lange er mit seiner aus Kant, Nietzsche und Chamberlain gemischten Philosophie zu leben vermag, ist eine andere Frage. Der Durchschnittsmensch, auch das Durchschnittsgenie kann es nicht. Ewalds Autonomie ist eine Illusion, die der harten Wirklichkeit nicht Stand hält. Der Mensch soll sich nach ihm über die Natur erheben, aber er darf seine Religion nicht auf die Abhängigkeit von Gott gründen, denn damit gebe er seinen Werth preis. Der Mensch hat aber nur die Wahl zwischen der Abhängigkeit von der Natur und der von Gott. Will er nicht ein werthloses Atom, ein ohnmächtiger Spielball des um ihn tanzenden Atomenschwarmes, eine zum Platzen verurtheilte Seifenblase sein, dann muß er in einem ewigen und allmächtigen Wesen wurzeln. Nur wenn er sich und seinen Werth in Gott geborgen glaubt, ist er stärker als der Tod; kann er Das nicht, so ist er rettunglos der Naturkausalität verfallen. Sich in der Einbildung selbst zum Gott aufblähen: Das kann tragisch werden, wenn man Napoleon heißt; der absolute Skribent, der autonome Philosoph ist nur lächerlich. Ewald vermag seine Philosophie auch dadurch nicht zu retten, daß er den ewigen Werth vom vergänglichen Werthträger trennt. Die Anbetung von Begriffen oder Ideen ist der dümmste aller Götzendienste. Nicht die Güte in abstracto, sondern der gute Mensch hat Werth und die Wahrheit wie die Schönheit sind Phantasmagorien, wenn es die „lebendig-reiche Schöne" und die ewige Wahrheit, die wir Gott nennen,

nicht giebt. Ewald versteht, mit Kant, die Autonomie ethisch. Nun: auch die ethische Autonomie des Menschen ist keine unbedingte, und ihre Form ist nicht der Kategorische Imperativ. Kant ist ohne Zweifel ein relativ autonomer Mensch gewesen, aber man muß sich darüber wundern, wie er mit dem „Du sollst", das fromme Eltern seiner Seele eingeprägt hatten und das der berliner Krückstock eben damals dem Preußenvolk einbläute, sein „Ich will" verwechseln konnte, das bei ihm, dem kühlen Denker ohne Sinnlichkeit, zufällig mit jenem „Du sollst" übereinstimmte.

Das Bild des einsamen Menschen ist bei Ewald so wenig deutlich wie das des Uebermenschen bei Nietzsche. Wenn er mit dem Worte: Der Religionstifter kommt aus der Wüste, weiter nichts meint, als daß große Gedanken und Pläne in der Einsamkeit reifen, so spricht er nur Altbekanntes aus. Denkt er sich aber einen von der menschlichen Gesellschaft Unabhängigen, der seine Weisheit aus sich selbst schöpft, dann ist auch Das Illusion. Der Jesus des Christenglaubens schöpft aus sich selbst, weil er Gott ist.

Neisse. Karl Jentsch.

# Das Hünengrab.

Es war um die Jahreszeit, wo das Haidekraut roth blüht. Auf der Sandhalde wuchs es in dichten Büscheln. Von niedrigen, baumähnlichen Stämmchen erhoben sich dicht sitzende grüne Zweige mit nadelharten, festen Blättern und kleinen, spät welkenden Blüthen. Diese schienen nicht aus dem gewöhnlichen saftreichen Blumengewebe zu bestehen, sondern aus trockenen, harten Schuppen. Sie waren sehr unansehnlich von Größe und Gestalt; auch war ihr Geruch nicht sonderlich. Als Kinder der offenen Haide hatten sie sich nicht in der vor dem Wind geschützten Luft entwickelt, in der die Lilien ihre Kelchblätter entfalten, auch nicht in dem üppigen Erdreich, aus dem die Rosen die Nahrung für ihre schwellenden Kronen schöpfen. Was sie zu Blumen machte, war eigentlich die Farbe; leuchtend roth waren sie. Den Farbe schenkenden Sonnenschein hatten sie reichlich gehabt. Sie waren keine bleichen Kellergewächse, keine schattenfrohen Stubenhocker. Die gesegnete Fröhlichkeit und Stärke der Gesundheit lag über der ganzen blühenden Haide.

Das Haidekraut deckte das karge Feld mit seinem rothen Mantel bis hinauf zum Waldessaum. Da erhoben sich auf einem sanft ansteigenden Bergfirst ein paar uralte, halb zusammengestürzte Grabhügel; und wie innig auch das Haidekraut sich an sie zu schmiegen suchte: es gab doch dort oben Risse, durch die große flache Felsenplatten durchschimmerten, Fetzen der rauhen Haut des Berges selbst. Unter dem größten Grabhügel ruhte ein alter König, Atle genannt. Unter den anderen schlummerten Die seiner Mannen, die gefallen waren, als die große Schlacht dort auf der Halde geschlagen ward. Nun hatten sie schon so lange dagelegen, daß die Angst und die Ehrfurcht vor dem Tode von ihren Gräbern gewichen war. Der Weg ging zwischen ihren Ruhestätten hindurch. Dem einsamen Nachtwanderer

kam nie in den Sinn, sich umzusehen, ob wohl zu mitternächtiger Stunde vom Nebel umhüllte Gestalten auf der Spitze der Grabhügel saßen und in stummer Sehnsucht zu den Sternen emporblickten.

Es war ein glitzernder Morgen, thaufrisch und sonnenwarm. Der Schütze, der seit dem Morgengrauen auf der Jagd gewesen war, hatte sich in das Haidekraut hinter König Atles Hügel geworfen. Er lag auf dem Rücken und schlief. Den Hut hatte er über die Augen gezogen und die Jagdtasche aus Fell, aus der die langen Ohren des Hasen und die gekrümmten Schwanzfedern des Auerhahns lugten, lag unter seinem Kopf. Pfeile und Bogen hatte er neben sich.

Aus dem Walde kam ein Mädchen, ein Bündelchen mit Essen in der Hand. Als sie auf die flachen Platten zwischen den Grabhügeln kam, dachte sie, was für ein guter Tanzplatz hier sei. Und sie bekam große Lust, ihn zu probiren. Sie warf das Bündelchen ins Haidekraut und begann, ganz mutterseelenallein zu tanzen. Sie wußte nicht darum, daß hinter dem Königshügel ein Mann lag und schlief.

Der Schütze schlief noch immer. Brennend roth stand das Haidekraut gegen den tiefblauen Himmel. Der Ameisenlöwe hatte seinen Graben dicht neben dem Schlummernden aufgeworfen. Darin lag ein Stück Katzengold und funkelte, als wollte es alle alten Stoppeln der Sandhalde in Brand setzen. Ueber dem Kopf des Schützen breiteten sich die Auerhahnfedern wie ein Federbusch aus und ihre Metallfarben schimmerten vom tiefsten Purpur bis ins Stahlblau. Auf den unbeschatteten Theil seines Gesichtes brannte glühender Sonnenschein. Aber er schlug die Augen nicht auf, um den Morgenglanz zu schauen.

Inzwischen fuhr das Mädchen fort, zu tanzen, und es drehte sich so eifrig, daß die geschwärzte Mooserde, die sich in den Unebenheiten der Platten angesammelt hatte, um sie schwirrte. Eine alte, trockene Fichtenwurzel, blank und grau vom Alter, lag ausgerissen im Haidekraut. Die nahm sie und schwang sich mit ihr herum. Spähne lösten sich aus dem modernden Baume. Tausendfüßler und Ohrwürmer, die in den Ritzen genistet hatten, stürzten sich schwindlig in die lichte Luft und verbohrten sich in die Wurzeln des Haidekrautes. Wenn die fliegenden Röcke die Haide streiften, flatterten daraus Schaaren von kleinen grauen Schmetterlingen auf. Die Unterseite ihrer Flügel war weiß und glänzte wie Silber; sie wirbelten wie trockenes Laub im Sturm auf und ab. Sie schienen nun ganz weiß und es war, als ob das rothe Haidemeer weißen Schaum emporspritzte. Die Schmetterlinge hielten sich ein kurzes Weilchen oben in der Luft. Ihre zarten Flügel zitterten so heftig, daß der Farbenstaub sich löste und als dünner, silberweißer Flaum auf das Haidekraut fiel. Da war es, als würde die Luft von einem sonnig glitzernden Thauregen durchrieselt.

Ringsum im Haidekraut saßen Heuschrecken und rieben ihre Hinterbeine gegen die Flügel, so daß es wie Harfensaiten klang. Sie hielten guten Takt und waren so eingespielt, daß Jeder, der über die Haide ging, die selbe Heuschrecke auf seiner Wanderung zu hören meinte, obgleich er sie bald zur Rechten, bald zur Linken hatte, bald vor, bald hinter sich. Aber die Tanzende war nicht zufrieden mit ihrem Spiel, sondern begann nach einem kleinen Weilchen, selbst den Takt zu einem Tanzspiel zu trällern. Ihre Stimme war schrill und spröd. Der Schütze wurde von dem Gesang aufgeweckt. Er wandte sich seitwärts, richtete sich auf dem Ellbogen auf und sah über das Hünengrab hinweg zu ihr, die tanzte.

Er hatte geträumt, daß der Hase, den er soeben getötet, aus der Jagdtasche gesprungen sei und seine eigenen Pfeile genommen habe, um auf ihn zu schießen. Er sah nun hinüber zu dem Mädchen, schlaftrunken, wirr von Träumen; nach dem Schlummer brannte sein Kopf in der Sonne. Sie war groß und hatte grobe Glieder; nicht hold von Angesicht, nicht leicht im Tanz, nicht taktfest im Gesang. Sie hatte breite Wangen, dicke Lippen und eine platte Nase. Sie war sehr roth im Gesicht, sehr dunkel von Haar, üppig von Gestalt, kräftig in den Bewegungen. Ihre Kleider waren dürftig, aber grell. Rothe Borten faßten den gestreiften Rock ein und bunte Wollgarnlitzen folgten den Näthen des Leibchens. Andere Jungfrauen gleichen Rosen und Lilien. Diese war wie das Haidekraut, stark, fröhlich, leuchtend.

Mit Freude sah der Schütze das große, prächtige Weib auf der rothen Halde tanzen, mitten unter zirpenden Grashüpfern und flatternden Schmetterlingen. Und wie er sie so ansah, lachte er, daß der Mund sich von einem Ohr zum anderen zog. Aber da erblickte sie ihn plötzlich und blieb unbeweglich stehen.

„Du meinst wohl, ich sei von Sinnen", war das Erste, was sie hervorbrachte. Zugleich erwog sie, wie sie ihn bewegen könne, über Das zu schweigen, was er gesehen hatte. Sie wollte nicht unten im Dorf erzählen hören, daß sie mit einer Fichtenwurzel getanzt habe.

Er war ein wortkarger Mann. Nicht eine Silbe brachte er über die Lippen. Er war so scheu, daß er nichts Besseres anzufangen wußte, als zu fliehen; obwohl er gern geblieben wäre. Hastig kam der Hut auf den Kopf und die Jagdtasche auf den Rücken. Dann lief er zwischen den Haidekrauthügelchen fort.

Sie packte das Eßbündelchen und eilte ihm nach. Er war klein, steif von Bewegungen und hatte sichtlich geringe Kräfte. Sie holte ihn bald ein und schlug ihm den Hut herunter, um ihn zu bewegen, stehen zu bleiben. Eigentlich hatte er die größte Lust, zu bleiben, aber er war ganz wirr vor Schüchternheit und floh in noch größerer Hast. Sie lief nach und begann, an seiner Tasche zu zerren. Da mußte er stehen bleiben, um die Tasche zu vertheidigen. Das Mädchen fiel ihn mit aller Macht an. Sie rangen und sie warf ihn zu Boden. „Jetzt wird ers Keinem erzählen", dachte sie und war froh.

Im selben Augenblick erschrak sie doch sehr; denn er, der auf der Erde lag, schien ganz bleich und die Augen drehten sich in ihren Höhlen. Er hatte sich aber nicht verletzt. Es war die Gemüthsbewegung, die er nicht vertragen hatte. Nie zuvor hatten sich so strittige und starke Gefühle in diesem einsamen Waldbewohner geregt. Er war froh über das Mädchen und zornig und scheu und dennoch stolz, daß sie so stark war. Er war ganz betäubt von Alledem.

Die große, starke Jungfrau legte den Arm um seinen Rücken und richtete ihn auf. Sie brach Haidekraut und peitschte sein Gesicht mit den steifen Zweigen, bis das Blut in Bewegung kam. Als seine kleinen Augen sich wieder dem Tageslicht zuwandten, leuchteten sie vor Freude beim Anblick des Mädchens. Noch immer schwieg er; aber die Hand, die sie um seinen Leib gelegt, zog er an sich und streichelte sie sanft.

Er war ein Kind des Hungers und der zeitigen Mühen. Trocken und bleichgelb, fleischlos und blutarm war er. Es rührte sie, daß er so verzagt war, er, der doch um die Dreißig sein mochte. Sie dachte, daß er wohl ganz mutter-

seelenallein tief im Wald leben müsse, da er so kläglich und so schlecht gekleidet war. Keinen hatte er wohl, der nach ihm sah, nicht Mutter noch Schwester oder Liebste.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der große barmherzige Wald breitete sich über das Oedland aus. Verbergend und schützend nahm er in seinen Schoß Alles auf, was bei ihm Hilfe suchte. Mit hohen Stämmen hielt er Wacht um die Höhle des Bären und in der Dämmerung dichter Gebüsche hegte er das mit Eiern gefüllte Nest der kleinen Vöglein. Zu dieser Zeit, da man noch Leibeigene hielt, flüchteten viele von ihnen in den Wald und fanden Schutz hinter seinen grünen Mauern. Er ward für sie ein großes Gefängniß, das sie nicht zu verlassen wagten. Der Wald hielt diese Gefangenen in strenger Zucht. Er zwang die Stumpfen zum Nachdenken und erzog die in der Knechtschaft Verkommenen zu Ordnung und Ehrlichkeit. Nur dem Fleißigen schenkte er die Gnade des Lebens.

Die Beiden, die sich auf der Haide getroffen hatten, waren Abkömmlinge solcher Gefangenen des Waldes. Sie gingen manchmal hinunter in die bebauten, bewohnten Thäler, denn sie fürchteten nicht mehr, in die Knechtschaft zurückgeführt zu werden, aus der ihre Väter geflohen waren; doch am Liebsten nahmen sie den Weg durch das Waldesdunkel. Der Name des Schützen war Tönne. Sein eigentliches Handwerk war, den Boden urbar zu machen, aber er verstand sich auch auf andere Dinge. Er sammelte Reisig, kochte Theer, trocknete Schwämme und ging oft auf die Jagd. Sie, die tanzte, hieß Josrid. Ihr Vater war Köhler. Sie band Besen, pflückte Wachholderbeeren und braute Bier aus dem weißblumigen Porsch. Beide waren sehr arm.

Früher hatten sie einander in dem großen Walde nie getroffen, aber jetzt dünkte sie, daß alle Wege des Waldes sich zu einem Netz verschlängen, in dem sie hin und wieder liefen und einander unmöglich vermeiden konnten. Nie wußten sie nun einen Pfad zu wählen, auf dem sie einander nicht begegneten.

Tönne hatte einmal einen großen Kummer gehabt. Er hatte lange mit seiner Mutter in einer elenden Reisigkoje gehaust; aber als er heranwuchs, faßte er den Plan, ihr ein warmes Häuschen zu bauen. In all seinen Mußestunden ging er in den Holzschlag, fällte Bäume und spaltete sie in angemessene Stücke. Dann verbarg er das aufgehäufte Bauholz in dunklen Klüften unter Moos und Reisig. Er hatte im Sinn, seine Mutter sollte nicht früher von all der Arbeit Etwas erfahren, als bis er so weit war, die Hütte aufzubauen. Aber seine Mutter starb, ehe er ihr zeigen konnte, was er gesammelt, ehe er ihr auch nur zu sagen vermochte, was er thun wolle. Er, der mit dem selben Eifer gearbeitet hatte wie David, Israels König, als er Schätze für Gottes Tempel sammelte, trauerte bitterlich. Er verlor alle Lust an dem Bau. Für ihn war die Reisigkoje gut genug. Und doch hatte ers nicht viel besser in seinem Heim als ein Thier in seiner Höhle.

Als nun er, der bisher immer allein umhergeschlichen war, Lust bekam, Josrids Gesellschaft zu suchen, bedeutete dieser Wunsch wohl sicherlich, daß er sie gern zur Liebsten und Braut haben wollte. Josrid erwartete auch täglich, daß er mit ihrem Vater oder mit ihr selbst von der Sache sprechen werde. Aber Tönne brachte es nicht über sich. Man merkte ihm an, daß er von unfreier Abkunft war. Die Gedanken bewegten sich in seinem Kopf langsam, wie die Sonne, wenn sie über das Himmelszelt zieht. Und schwerer war es für ihn, diese Gedanken zu zusammen-

hängender Rede zu formen, als für einen Schmied, einen Armreif aus rollenden Sandkörnern zu schmieden.

Eines Tages führte Tönne Josfrid zu einer der Schluchten, wo er sein Bauholz verborgen hatte. Er riß Zweige und Moos fort und zeigte ihr die abgehauenen Stämme. „Das hätte Mutter haben sollen", sagte er. Und sah Josfrid erwartungvoll an. „Dies hätte Mutters Hütte werden sollen," wiederholte er. Merkwürdig schwer fiel es dieser Jungfrau, die Gedanken eines jungen Gesellen zu fassen. Da er ihr Mutters Bauholz zeigte, hätte sie doch verstehen müssen; aber sie verstand nicht.

Da beschloß er, ihr seine Meinung noch deutlicher zu erklären. Ein paar Tage später begann er, die Stämme zu der Stelle zwischen den Grabhügeln zu schleppen, wo er Josfrid zum ersten Male gesehen. Sie kam, wie gewöhnlich, heran und sah ihn arbeiten. Sie ging jedoch weiter, ohne Etwas zu sagen. Seit sie Freunde geworden waren, hatte sie ihm oft einen guten Handgriff geleistet, aber bei dieser schweren Arbeit schien sie ihm nicht helfen zu wollen. Tönne meinte doch, sie hätte verstehen müssen, daß es ihre Hütte war, die er zimmern wollte.

Sie verstand es ganz wohl, aber sie spürte keine Lust, sich einem Mann von Tönnes Art zu schenken. Sie wollte einen starken, gesunden Mann haben. Es schien ihr ein schlechtes Auskommen zu versprechen, wenn sie sich mit Einem verheirathete, der so schwach und wenig begabt war. Und doch zog viel sie zu diesem stillen, scheuen Mann. Man denke doch, daß er sich so hart geplagt hatte, um seine Mutter zu erfreuen, und nicht das Glück genossen hatte, zur Zeit fertig zu werden. Sie hätte über sein Schicksal weinen können. Und nun baute er die Hütte gerade da, wo er sie tanzen gesehen. Er hatte ein gutes Herz. Und Das lockte sie und band ihre Gedanken an ihn; aber sie wollte durchaus nicht seine Frau werden.

Jeden Tag ging sie über die Haide und sah die Hütte aufragen, dürftig und ohne Fenster; der Sonnenschein rieselte durch die undichten Wände.

Tönnes Arbeit ging ungemein rasch vorwärts; aber er arbeitete nicht sorgfältig. Sein Bauholz war nicht in Kanten behauen, kaum abgerundet. In die Diele legte er gespaltene junge Bäume. Sie wurde sehr uneben und schwankend. Das Haidekraut, das darunter blühte — denn es war nun ein Jahr seit dem Tage vergangen, an dem Tönne hinter König Atles Hügel gelegen und geschlafen hatte —, steckte ganz verwegen seine rothen Trauben durch die Ritzen und die Ameisen wanderten ungestört aus und ein und musterten dies gebrechliche Menschenwerk.

Wohin Josfrid auch in diesen Tagen ihre Schritte lenken mochte: immer schwebte ihr der Gedanke vor, daß dort eine Hütte für sie erbaut werde. Ein eigenes Heim ward ihr bereitet, dort oben auf der Haide. Und sie wußte, daß, wenn sie nicht als Hausmutter einzog, der Bär oder der Fuchs dort hausen mochte. Denn so gut kannte sie Tönne, daß sie begriff: wenn sich zeigte, daß er vergeblich gearbeitet hatte, würde er niemals in die neue Hütte einziehen. Er würde weinen, der Arme, wenn er hörte, daß sie nicht dort hausen wolle. Es würde ein neuer Kummer für ihn sein, eben so groß wie damals, als seine Mutter starb. Aber er mußte wohl sich selbst die Schuld geben; warum hatte er sie nicht rechtzeitig gefragt? Sie glaubte, ihm müsse zum Verständniß schon die Thatsache genügen, daß sie ihm nie bei der Hütte half. Dazu hatte sie doch große Lust. Jedesmal, wenn sie weiches weißes Moos sah, wollte sie es ausraufen, um es in die lecken Wände

zu stopfen. Sie war auch geneigt, Tönne beim Mauern des Herdes zu helfen. Wie er dabei verfuhr, mußte sich ja aller Rauch in der Hütte sammeln. Aber es war ja gleichgiltig, wie es da wurde. Da würde keine Speise kochen, kein Trank sieden. Dumm wars doch, daß diese Hütte niemals aus ihren Gedanken weichen wollte.

Tönne arbeitete mit glühendem Eifer; er war gewiß, daß Jofrid die Absicht verstehen mußte, sobald nur die Hütte fertig war. Er grübelte nicht viel darüber nach. Er hatte vollauf mit Holzspalten und Zimmern zu thun. Die Zeit verging ihm rasch.

Eines Nachmittags, als Jofrid über die Haide gegangen kam, sah sie, daß eine Thür an die Hütte gekommen war und eine Steinplatte als Schwelle dalag. Da begriff sie, daß Alles nun fertig sei, und sie ward sehr erregt. Tönne hatte das Dach mit Hügelchen von blühendem Haidekraut gedeckt; und eine starke Sehnsucht ergriff sie, unter dieses rothe Dach zu treten. Er selbst war nicht bei dem Neubau und sie entschloß sich, hineinzugehen. Diese Hütte war ja für sie gezimmert. Sie war ihr Heim. Jofrid konnte der Lust nicht widerstehen, es anzusehen.

Drinnen sah es freundlicher aus, als sie erwartet hatte. Wachholder war über den Boden gestreut. Frischer Duft von Nadeln und Harz füllte den Raum. Die Sonnenstrahlen, die durch Luken und Spalten hereinspielten, spannen goldene Bänder durch die Luft. Es sah da aus, als wäre sie erwartet: in die Mauerspalten waren grüne Zweige gesteckt und auf dem Herd stand eine frischgefällte Tanne. Tönne hatte nicht sein altes Hausgeräth hineingestellt. Da war nur ein neuer Tisch und eine Bank, über die eine Elenhaut geworfen war.

Als Jofrid kaum noch über die Schwelle getreten war, fühlte sie sich schon von dem fröhlichen Behagen eines Heims umgeben. Friedlich und ruhig ward ihr zu Sinn, als sie so stand: von dort zu scheiden, schien ihr eben so schwer, wie fortzugehen und bei Fremden zu dienen. Jofrid hatte vielen Fleiß darauf gewandt, sich eine Art Aussteuer zu schaffen. Sie hatte mit kunstfertigen Händen Tücher gewebt, wie man sie braucht, um eine Stube zu schmücken; die wollte sie in ihrem eigenen Heim aufhängen, wenn sie eins bekam. Nun mußte sie denken, wie sich diese Tücher wohl hier ausnehmen würden. Sie hätte sie gern in der neuen Hütte probirt.

Rasch eilte sie heimwärts, holte ihren Leinwandschatz und begann, die farbenprächtigen Stoffstücke unter der Decke aufzuhängen. Sie stieß die Thür auf, so daß die helle Abendsonne auf sie und ihre Arbeit fiel. Sie regte sich eifrig in der Stube, geschäftig und munter, ein Heldenliedchen trällernd. Von Herzen froh war sie. Es wurde gar prächtig da drinnen. Die gewebten Rosen und Sterne leuchteten wie nie zuvor. Während sie arbeitete, hielt sie gute Ausschau über die Haide und die Hünengräber. Vielleicht kauerte Tönne jetzt hinter einem der Grabhügel und lachte sie aus. Der Königshügel lag gerade vor der Thür und dahinter sah sie eben die Sonne versinken. Immer wieder blickte sie hin. Ihr war, als müsse dort Jemand sitzen und sie betrachten.

Gerade als die Sonne so tief unten war, daß nur noch ein paar blutrothe Strahlen über die alte Steinhalde spielten, sah sie, wer es war, der sie betrachtete. Der ganze Hügel war kein Hügel mehr, sondern ein großer, alter Kämpe, der narbig und ergraut dasaß und sie anstarrte. Rings um sein Haupt bildeten die Sonnenstrahlen eine Krone und sein rother Mantel war so weit, daß er sich über die ganze Haide ausbreitete. Sein Haupt war groß und schwer, das Antlitz grau wie Stein.

Seine Kleider und Waffen waren auch steinfarbig und ahmten so genau die Schattirungen und das Moosflechtenkleid der Steine nach, daß man sehr scharf hinsehen mußte, um zu merken, daß es kein Steinhaufe war. Es war wie mit jenen Würmern, die Baumästen gleichen. Man kann zehnmal an ihnen vorbeigehen, ehe man merkt, daß, was man für hartes Holz gehalten, ein weicher Thierkörper ist.

Aber Jofrid konnte sich nicht länger darüber täuschen, daß es der alte König Atle selbst war, der da saß. Sie stand in der Thür, hielt die Hand beschattend über die Augen und sah ihm gerade in sein Steingesicht. Er hatte sehr kleine, schräge Augen unter seiner hochgewölbten Stirn, eine breite Nase und einen zottigen Bart. Und er lebte, dieser steinerne Mann. Er lächelte und blinzelte ihr zu. Angst und bang wurde ihr; und am Meisten erschreckten sie seine dicken Arme mit den steifen Muskeln und die haarigen Hände. Je länger sie ihn ansah, desto breiter wurde sein Lächeln; und endlich hob er einen seiner pfundschweren Arme, um sie zu sich zu winken. Da floh Jofrid heimwärts.

Als Tönne nach Haus kam und die Hütte mit bunten Tüchern geschmückt fand, faßte er so großen Muth, daß er seinen Fürbitter zu Jofrids Vater schickte. Der fragte Jofrid um ihre Meinung und sie willigte ein. Sie war sehr zufrieden mit der Wendung, die die Sache genommen hatte; wenn sie ihre Hand auch halb gezwungen schenkte. Sie konnte dem Mann doch nicht Nein sagen, in dessen Hütte sie schon ihre Aussteuer getragen. Doch sah sie zuerst nach, ob der alte König Atle wieder ein Grabhügel geworden sei.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tönne und Jofrid lebten viele Jahre glücklich. Sie standen in gutem Ruf. „Das sind gute Menschen", sagte man. „Seht, wie sie einander beistehen, wie sie zusammen arbeiten, seht, wie Eins nicht ohne das Andere leben kann!"

Tönne wurde mit jedem Tage stärker, ausdauernder und weniger langsam von Gedanken. Jofrid schien einen ganzen Mann aus ihm gemacht zu haben. Meist ließ er sie entscheiden; aber er verstand mit zäher Hartnäckigkeit auch seinen eigenen Willen durchzusetzen.

Wo Jofrid sich auch zeigte, gab es Scherz und Fröhlichkeit. Ihre Kleider wurden immer bunter, je älter sie wurde. Das ganze Gesicht war grellroth. Aber in Tönnes Augen war sie lieblich.

Sie waren nicht so arm wie mancher Andere ihres Standes. Sie aßen Butter zur Grütze und mengten weder Kleie noch Baumrinde ins Brot. Das Porschbier schäumte in ihren Humpen. Ihre Schaf- und Ziegenheerden vermehrten sich so rasch, daß sie sich Fleischnahrung gönnen konnten.

Einmal machte Tönne für einen Bauern drunten im Thal den Boden urbar. Als Der sah, wie Tönne und seine Frau in großer Fröhlichkeit zusammen arbeiteten, dachte auch er: „Das sind gute Menschen." Der Bauer hatte jüngst seine Ehefrau verloren, die ihm ein halbjähriges Kind hinterlassen hatte. Er bat Tönne und Jofrid, seinen Sohn in Pflege zu nehmen. „Das Kind ist mir sehr theuer", sagte er, „drum gebe ich es Euch, denn Ihr seid gute Menschen." Sie hatten keine eigenen Kinder, so daß es sehr schicklich schien, dieses zu nehmen. Sie willigten auch ohne Zögern ein. Sie meinten, Vortheil davon zu haben, wenn sie das Kind eines Bauern aufzogen; auch erwarteten sie sich von einem Pflegesohn Freude für ihre alten Tage.

Aber das Kind wurde nicht alt bei ihnen. Ehe das Jahr um war, war es tot. Dies sei die Schuld der Pflegeeltern, sagten Viele, denn das Kind war besonders frisch und gesund gewesen, bevor es zu ihnen kam. Damit wollte aber Niemand sagen, sie hätten es vorsätzlich getötet; man meinte nur, daß sie Etwas auf sich genommen, was über ihr Vermögen gegangen war. Sie hatten nicht Verstand oder Liebe genug gehabt, um dem Kinde die Pflege angedeihen zu lassen, deren es bedurfte. Sie hatten sich gewöhnt, nur an sich selbst zu denken und für ihr eigenes Wohl zu sorgen. Sie hatten nicht Zeit, ein Kind zu betreuen. Sie wollten am Tage zusammen an die Arbeit gehen und nachts einen ruhigen Schlummer schlafen. Sie fanden, daß der Kleine zu viel von der guten Milch trinke, und sie gönnten es ihm nicht so wie sich selbst. Sie wußten aber nicht etwa, daß sie den Knaben schlecht behandelten. Sie dachten, daß sie gerade so für ihn sorgten wie rechte Eltern. Eher kam es ihnen vor, daß der Pflegesohn eine Strafe und Plage für sie gewesen war. Sie trauerten nicht über seinen Tod. Frauen pflegen ihre große Lust und Freude daran zu haben, mit Kindern umzugehen; aber Jofrid hatte einen Mann, für den sie in vielen Stücken die Sorge einer Mutter tragen mußte, und begehrte deshalb nicht, noch Anderes zu betreuen. Gern sehen Frauen sonst auch die raschen Fortschritte der Kleinen; aber Jofrid hatte Freude genug, wenn sie sah, wie Tönne sich zu Verstand und Männlichkeit entwickelte; sie freute sich daran, ihre Hütte zu fegen und zu schmücken, freute sich an der Zunahme der Heerden und an dem Anbau unten auf der Haide.

Jofrid ging auf den Hof des Bauern und sagte ihm, das Kind sei gestorben. Da sprach der Mann: „Nun ist es mir ergangen wie Dem, der so weiche Kissen in sein Bett legt, daß er bis auf den harten Grund sinkt. Gar zu gut wollte ich meinen Sohn hüten; und siehe: nun ist er tot!“ Und er war betrübt.

Bei seinen Worten begann Jofrid, bitterlich zu weinen. „Wollte Gott, daß Du uns Deinen Sohn nicht gegeben hättest!“ sagte sie. „Wir waren zu arm. Er hats nicht gut genug bei uns gehabt.“

„Dies wollte ich nicht sagen“, antwortete der Bauer. „Eher glaube ich, daß Ihr das Kind verhätschelt habt. Doch ich will keinen Menschen anklagen; denn über Leben und Tod gebietet Gott allein. Nun ist es mein Wille, den Leichenschmaus meines einzigen Sohnes mit dem selben Aufwand zu feiern, als wenn ein Erwachsener gestorben wäre; und zum Gastmahl lade ich Tönne und Dich. Daraus mögt Ihr sehen, daß ich keinen Groll gegen Euch hege.“

So wohnten Tönne und Jofrid dem Leichenschmaus bei. Sie wurden freundlich bewirthet und Niemand sagte ihnen ein böses Wort. Wohl hatten die Frauen, die die Leiche einkleideten, erzählt, daß sie jämmerlich abgefallen war und Spuren schwerer Vernachlässigung gezeigt hatte. Das konnte aber wohl auch von der Krankheit herkommen. Niemand wollte Schlechtes von den Pflegeeltern glauben, denn man hielt sie überall für gute Menschen.

Jofrid weinte viel in diesen Tagen; namentlich, als sie die Frauen erzählen hörte, wie sie bei ihren kleinen Kindern wachen und sich für sie plagen mußten. Sie merkte auch, daß bei dem Leichenschmaus unter den Weibern beständig von Kindern gesprochen wurde. Einige hatten solche Freude an ihnen, daß sie gar nie aufhören konnten, von ihren Fragen und Spielen zu erzählen. Jofrid hätte gern von Tönne gesprochen; aber die meisten Frauen sprachen gar nicht von ihren Männern.

Spät abends kehrten Jofrid und Tönne von dem Leichenschmaus heim. Sie gingen sogleich ins Bett. Aber kaum waren sie eingeschlafen, als sie von einem leisen Wimmern geweckt wurden. Das ist das Kind, dachten sie, noch halb schlafend, und waren unwillig über die Störung. Aber plötzlich setzten sie sich Beide im Bett auf. Das Kind war doch tot. Woher kam dann dieses Wimmern? Als sie ganz wach waren, hörten sie nichts; aber sobald sie einzuschlummern begannen, vernahmen sie es wieder. Kleine, schwache Füßchen hörten sie über die Steinplatte vor der Hütte gehen, ein kleines Händchen tastete an der Thür, und da sie nicht offen war, wanderte das Kind wimmernd und tappelnd die Wand entlang, bis es vor ihrer Lagerstätte stehen blieb. Wenn sie sprachen oder sich im Bett aufsetzten, vernahmen sie nichts; aber wenn sie einschlummern wollten, hörten sie deutlich die unsicheren Schritte und das erstickte Schluchzen.

Was sie nicht glauben wollten, was ihnen aber in den letzten Tagen als Möglichkeit vor Augen gestanden hatte: nun wurde es ihnen zur Gewißheit. Sie sahen ein, daß sie das Kind getötet hatten. Wie wäre es sonst nachts umgegangen?

Von dieser Nacht an war alles Glück von ihnen gewichen. Sie lebten in steter Furcht vor dem Gespenst. Den Tag über hatten sie wohl einige Ruhe, aber in den Nächten wurden sie von dem Weinen und dem erstickten Schluchzen des Kindes so gestört, daß sie nicht wagten, allein zu liegen. Jofrid ging oft weite Wege, um einen Menschen zu holen, der über Nacht in ihrer Hütte bleiben konnte. Kam ein Fremder, so hatten sie Ruhe; aber sobald sie allein waren, hörten sie das Kind

In einer Nacht, für die sie keinen Gast gefunden hatten und die sie, des Kindes wegen, wieder schlaflos verbrachten, stand Jofrid aus dem Bett auf.

„Schlaf Du nur, Tönne", sagte sie. „Wenn ich mich wach erhalte, wird sich nichts hören lassen."

Sie ging aus dem Haus, setzte sich auf die Thürschwelle und überlegte, was sie thun sollten, um Ruhe zu finden; denn so konnten sie nicht weiterleben. Sie fragte sich, ob Beichte und Buße, Demüthigung und Reue sie von dieser schweren Heimsuchung befreien könnten. Da begab es sich, daß sie die Augen aufschlug und die selbe Erscheinung sah wie schon einmal zuvor von dieser Stelle. Der Grabhügel wa. zu einem Kämpen geworden. Es war eine dunkle Nacht; dennoch konnte sie deutlich sehen und vernehmen, daß der alte König Atle da saß und sie betrachtete. Sie sah ihn so genau, daß sie die mit Moos bewachsenen Armringe an seinen Handgelenken unterschied und wahrnehmen konnte, daß seine Beine mit gekreuzten Bändern umwickelt waren, zwischen denen die Wadenmuskeln schwollen.

Diesmal hatte sie keine Angst vor dem Alten. Er schien ihr ein Freund und Tröster im Unglück. Er sah sie gleichsam mitleidig an, als wolle er ihr Muth einflößen. Da dachte sie, daß dieser gewaltige Held einst seinen Tag gehabt hatte, an dem er die Feinde in Haufen auf die Haide niederstreckte und in den Blutströmen watete, die zwischen den Hügelchen brausten. Was hatte er da nach einem toten Manne mehr oder weniger gefragt? Wie tief hatte das Seufzen der Kinder, deren Väter er geschlagen, sein Steinherz gerührt? Federleicht hätte die Bürde von eines Kindes Tod auf seinem Gewissen gelegen.

Und sie vernahm sein Flüstern; die selbe Weise, die das alte, steinkalte Heidenthum zu allen Zeiten geflüstert hat. „Warum bereuen? Die Götter lenken das Geschick. Die Nornen spinnen des Lebens Faden. Warum sollten die Kinder der Erde trauern, daß sie gethan, was die Unsterblichen sie zu thun zwangen?"

Da ermannte sich Josfrid und sagte zu sich selbst: „Was konnte ich dafür, daß das Kind starb? Gott allein ists, der Alles lenkt. Nichts geschieht ohne seinen Willen.“ Und sie dachte, daß sie das Gespenst am Besten abwehren werde, wenn sie alle Reue von sich fern hielt.

Aber nun öffnete sich die Hausthür und Tönne kam zu ihr heraus. „Josfrid“, sagte er, „es ist jetzt in der Hütte. Es kam heran und klopfte an den Bettrand und weckte mich. Was sollen wir thun, Josfrid?“

„Das Kind ist ja tot“, sagte Josfrid. „Du weißt, daß es tief unter der Erde liegt. Das Alles sind nur Träume und Einbildungen.“ Sie sprach hart und abweisend, denn sie fürchtete, daß Tönne in dieser Sache zu weichherzig sein und sie dadurch ins Unglück stürzen könne.

„Wir müssen ein Ende machen“, sagte Tönne.

Josfrid lachte grell auf. „Was willst Du thun? Gott hat es über uns gesandt. Konnte er das Kind nicht am Leben erhalten, wenn er wollte? Er wollte es nicht; und jetzt verfolgt er uns um dieses Todes willen. Sage mir, mit welchem Recht er uns verfolgt?“

Sie nahm ihre Worte von dem alten Steinkämpen, der finster und hart auf seinem Hügel saß. Es war, als habe er ihr Alles eingegeben, was sie Tönne erwiderte.

„Wir müssen eingestehen, daß wir das Kind vernachlässigt haben, und Buße thun“, sagte Tönne.

„Niemals will ich für Etwas leiden, das nicht meine Schuld ist“, sagte Josfrid. „Wer wollte, daß das Kind sterbe? Ich nicht. Welche Art von Buße willst Du denn thun? Willst Du Dich geißeln oder fasten, wie die Mönche? Mich dünkt, Du kannst Deine Kräfte zur Arbeit brauchen.“

„Mit dem Geißeln habe ich es schon probirt“, sagte Tönne. „Es nützt nicht.“

„Siehst Du!“ sagte sie und lachte wieder.

„Da thut Anderes noth“, fuhr Tönne mit beharrlicher Entschlossenheit fort. „Wir müssen gestehen.“

„Was willst Du Gott sagen, das er nicht schon wüßte?“ höhnte Josfrid. „Lenkt nicht er Deine Gedanken? Was willst Du ihm sagen?“ Sie fand nun, daß Tönne dumm und eigensinnig sei. So hatte sie ihn zu Beginn ihrer Bekanntschaft gefunden; aber dann hatte sie nicht mehr daran gedacht, sondern ihn lieb gehabt, wegen seines guten Herzens.

„Wir müssen dem Vater unsere Schuld gestehen, Josfrid, und ihm Buße bieten.“

„Was willst Du ihm bieten?“ fragte sie.

„Die Hütte und die Ziegen.“

„Sicherlich fordert er volle Mannesbuße für seinen einzigen Sohn. Die läßt sich mit Allem, was wir besitzen, nicht bezahlen.“

„Wir wollen uns selber als Knechte in seine Gewalt geben, wenn er sich nicht mit weniger zufrieden giebt.“

Bei diesen Worten packte Josfrid kalte Verzweiflung und sie haßte Tönne aus der Tiefe ihrer Seele. Alles, was sie verlieren mußte, stand klar vor ihr. Die Freiheit, für die einst die Ahnen das Leben gewagt, die Hütte, den Wohlstand, Ehre und Glück.

„Merke meine Worte wohl, Tönne“, sagte sie heiser, halberstickt von Schmerz: „der Tag, an dem Du Solches thust, ist mein Todestag.“

Dann ward kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt; aber sie blieben an der Thürschwelle sitzen, bis der Tag anbrach. Keiner fand ein Wort, um zu beschwichtigen und zu versöhnen. Beide fürchteten und verachteten einander. Eins maß das Andere mit dem Maß seines Zornes und fand es engherzig und böse.

Seit dieser Nacht ließ Jofrid Tönne oft ihre Ueberlegenheit fühlen. Sie ließ ihn in der Gegenwart Fremder merken, daß er einfältig sei, und half ihm bei der Arbeit so, daß er ihre Kraft erkennen mußte. Sie wollte ihm offenbar die Hausherrngewalt nehmen. Manchmal stellte sie sich sehr froh, um ihn zu zerstreuen und von seinen Grübeleien abzulenken. Er hatte noch nichts gethan, um seinen Plan ins Werk zu setzen, aber sie glaubte nicht, daß er ihn aufgegeben habe.

In dieser Zeit wurde Tönne mehr und mehr, wie er vor seiner Heirath gewesen war. Er wurde mager und bleich, wortkarg und träg von Gedanken. Jofrids Verzweiflung ward mit jedem Tage größer, denn es war, als sollte ihr nun Alles genommen werden. Doch kam ihre Liebe zu Tönne wieder, als sie ihn unglücklich sah. „Was gilt mir Alles, wenn Tönne zu Grunde geht?" dachte sie. „Es ist besser, mit ihm in der Knechtschaft zu leben, als ihn als Freien sterben zu sehen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jofrid konnte sich jedoch nicht so plötzlich entschließen, Tönne zu gehorchen. Sie kämpfte einen langen und schweren Kampf. Aber eines Morgens, als sie erwachte, war ihr ungewöhnlich ruhig und mild zu Muth. Da war ihr, als könne sie nun thun, was er forderte. Und sie weckte ihn und sagte, daß es jetzt so werden solle, wie er wolle. Nur diesen einzigen Tag möge er ihr gönnen, damit sie von all dem Ihren Abschied nehmen könne.

Den ganzen Vormittag ging sie seltsam sanft umher. Leicht kamen ihr Thränen in die Augen, wie Einem, der Abschied nimmt. Ihr schien, die Haide habe sich an diesem Tage, ihr zu Liebe, besonders schön geschmückt. Der Frost war über sie hingezogen, die Blumen waren verschwunden und das ganze Feld trug braune Farbe. Aber als die Sonne des Herbsttages ihre schrägen Strahlen darüber hingleiten ließ, war es, als erglühe das Haidekreut aufs Neue roth. Und sie gedachte des Tages, an dem sie Tönne zum ersten Mal gesehen hatte.

Sie wünschte, daß sie den alten König noch einmal schauen dürfe; denn er hatte ja mitgeholfen, ihr Glück zu schaffen. Sie hatte sich in der letzten Zeit ernstlich vor ihm gefürchtet. Es war, als lauerte er darauf, sie zu packen. Aber jetzt konnte er keine Macht mehr über sie haben, meinte sie. Sie wollte aufmerken, ob sie ihn nicht sehen konnte, abends, wenn der Mondschein kam.

Um die Mittagszeit kamen ein paar umherwandernde Spielleute vorbeigezogen. Da hatte Jofrid den Einfall, sie zu bitten, den ganzen Nachmittag in ihrem Hause zu bleiben; denn nun wollte sie ein Fest feiern. Tönne mußte schnell zu ihren Eltern gehen und sie bitten, zu kommen. Dann liefen ihre kleinen Geschwister weiter ins Dorf hinab, um Gäste zu holen. Bald waren viele Leute versammelt.

Die Fröhlichkeit war groß. Tönne hielt sich abseits in einer Ecke der Hütte, wie es seine Gewohnheit war, wenn Besuch kam; aber Jofrid war beinahe wild in ihrer Fröhlichkeit. Mit gellender Stimme führte sie die Tanzspiele an und bot eifrig den Gästen das schäumende Bier. Eng war es in der Stube, aber die Spielleute waren flink und der Tanz hatte Leben und Lust. Es wurde erstickend heiß dort drinnen. Man stieß die Thür auf; und Jofrid sah nun erst, daß die Nacht

angebrochen und der Mond aufgegangen war. Da trat sie in die Hausthür und blickte in die weiße Welt des Mondscheins hinaus.

Viel Thau war gefallen. Die ganze Haide war weiß, weil sich das Mondlicht in den zahllosen Tropfen spiegelte, die sich auf allen Zweiglein gesammelt hatten. Das kurze Moos, das ringsum auf Felsplatten und Steinen wuchs, war schon gefroren und von Reif bedeckt. Jofrid stieg hinab; wohlig schwankend wars unter dem Fuß. Sie ging ein paar Schritte über den Pfad, der ins Dorf hinab führte, gleich als wolle sie prüfen, welches Gefühl es sei, da zu gehen. Tönne und sie sollten am nächsten Tage Hand in Hand hier wandern; in tiefste Schmach hinein. Denn wie auch die Begegnung mit dem Bauern ablief, was er auch nahm und was er sie behalten ließ: sicherlich war Schmach ihr Los. Die an diesem Abend eine gute Hütte und viele Freunde hatten, würden am nächsten Tag von Allen verabscheut sein, vielleicht auch all Dessen beraubt, was sie erworben hatten, vielleicht sogar ehrlose Knechte. Sie sagte zu sich selbst: „Dies ist der Weg des Todes." Und nun konnte sie nicht fassen, wie sie die Kraft haben sollte, ihn zu wandeln. Ihr war, als sei sie von Stein, eine schwere Steingestalt wie der alte König Atle. Trotzdem sie lebte, hatte sie das Gefühl, ihre schweren Steinglieder nicht regen, diesen Weg nicht gehen zu können.

Sie wandte ihre Blicke dem Königshügel zu und sah deutlich den alten Kämpen da sitzen. Aber in dieser Nacht war er wie zum Fest geputzt. Er trug nicht mehr das graue, mit Moos bewachsene Steingewand, sondern weißes, schimmerndes Silber. Auch schmückte ihn wieder eine Krone von Strahlen, wie damals, als sie ihn zuerst sah; aber diese Krone war weiß. Und weiß leuchtete Brustplatte und Armring, glitzernd weiß war Schwertgriff und Schild. Er saß da und betrachtete sie in stummer Gleichgiltigkeit. Das seltsam Unergründliche, das in großen Steingesichtern liegt, hatte sich nun auf ihn herabgesenkt. Da thronte er dunkel und mächtig; und Jofrid hatte die unklare Vorstellung, daß er ein Bild von Dem sei, was in ihr lag; in allen Menschen liegt Etwas, das in fernen Jahrhunderten begraben war, von vielen Steinen bedeckt und dennoch nicht tot. Sie sah ihn, den alten König, mitten im Menschenherzen sitzen. Ueber dessen unfruchtbare Felder breitete er seinen weiten Königsmantel hin. Da tanzte die Genußsucht, da jubelte das Prachtverlangen. Er war der große Steinheld, der Noth und Armuth vorüberwandern sah, ohne daß sein Steinherz gerührt ward. „Die Götter wollen es so", sagte er. Er war der starke steinerne Mann, der ungesühnte Sünde tragen konnte, ohne zu wanken. Stets sagte er: „Warum trauern, da Das, was Du thatest, Dir doch von den Unsterblichen aufgezwungen ward?"

Jofrids Brust hob sich in einem Seufzer, der tief wie ein Schluchzen war. In ihr lebte eine Ahnung, die sie sich nicht klarzumachen vermochte, eine Ahnung, daß sie mit dem steinernen Mann kämpfen mußte, wenn sie glücklich werden sollte. Aber zu gleicher Zeit fühlte sie sich so hilflos schwach.

Sah sie nun wieder zu der Hütte hin, wo die Tücher unter den Dachbalken schimmerten, wo die Spielleute Fröhlichkeit verbreiteten und wo Alles war, was sie liebte, dann fühlte sie, daß sie nicht in die Knechtschaft gehen konnte. Nicht einmal Tönne zu Liebe. Sie sah sein blasses Antlitz in der Hütte und fragte sich mit zusammengekrampftem Herzen, ob er verdiene, daß sie ihm Alles opfere.

Aber drinnen in der Hütte hatten sich die Leute zu einem Reigentanz auf-

gestellt. Sie ordneten sich in einer langen Reihe, faßten einander bei den Händen und stürzten, mit einem wilden, starken, jungen Gesellen an der Spitze, in rasender Eile vorwärts. Der Anführer zog sie durch die offene Thür hinaus auf die im Mondschein glitzernde Haide. Sie tosten an Jofrid vorbei, keuchend und wild; strauchelten über Steine, sanken ins Haidekraut, zogen weite Kreise rings um die Hütte. Der Letzte in der Reihe rief Jofrid an und streckte ihr die Hand entgegen. Sie faßte sie und lief mit.

Das war kein Tanz; ein wahnsinniges Hinstürmen. Doch Fröhlichkeit war darin, Lebenslust und Uebermuth. Immer kühner wurden die Schwenkungen, immer lauter tönten die Rufe, immer stürmischer ward das Lachen. Von Hünengrab zu Hünengrab, wie sie da über die Haide zerstreut lagen, schlang sich die Reihe der Tanzenden. Wer bei den heftigen Schwankungen niederfiel, wurde wieder emporgerissen, der Langsame vorwärts gezogen. Die Spielleute standen in der Hausthür und lockten zu immer wüsterem Taumel. Da war keine Zeit, zu ruhen, zu denken, sich vorzusehen. In immer tollerer Hast ging der Tanz über schwankes Moos und glatte Felsplatten.

Bei Alledem empfand Jofrid immer deutlicher, daß sie die Freiheit behalten mußte, daß sie lieber sterben als sie verlieren wollte. Sie merkte, daß sie Tönne nicht folgen konnte. Sie dachte daran, zu fliehen, fort in den Wald zu eilen und niemals wiederzukommen.

Alle Hügel hatten sie jetzt umkreist, außer dem König Atles. Jofrid sah, daß es nun zu diesem hinaufging, und sie hielt die Blicke scharf auf den mächtigen Mann geheftet. Da sah sie, wie sich seine Riesenarme nach den Hinstürmenden ausstreckten. Sie schrie laut auf; doch nur ein schallendes Gelächter antwortete ihr. Sie wollte stehen bleiben; aber eine starke Faust riß sie weiter. Sie sah ihn nach den Vorbeieilenden greifen, aber so hurtig waren sie, daß die schweren Arme Keinen von ihnen erreichen konnten. Unfaßlich war ihr, daß Niemand ihn sah. Todesangst kam über sie. Sie dachte, daß er sie erreichen werde. Auf sie hatte er gelauert, seit vielen Jahren. Mit den Anderen trieb er nur sein Spiel. Ihrer würde er sich nun endlich bemächtigen.

Nun kam an sie die Reihe, an König Atle vorbeizueilen. Sie sah, wie er sich erhob, sich dann zum Sprung duckte, um Ernst zu machen und sie zu fangen. In dieser höchsten Noth fühlte sie: wenn sie sich jetzt entschloß, am nächsten Morgen die schwere Wanderung anzutreten, hatte er nicht die Macht, sie zu packen. Aber sie konnte nicht. Sie kam zuletzt und die Drehungen waren nun so heftig, daß sie beinahe geschleppt wurde und Mühe hatte, nicht zu Boden zu fallen. Doch obgleich sie in der rasendsten Eile dahinwirbelte, war der alte Kämpe noch rascher. Die schweren Armen senkten sich auf sie hinab, die steinernen Hände ergriffen sie, zogen sie an die mit silberblankem Harnisch bedeckte Brust. Immer schwerer legte sich die Todesangst auf sie; aber sie wußte noch bis zuletzt: nur weil sie den Steinkönig im eigenen Herzen nicht zu besiegen vermocht hatte, war dem König Atle Gewalt über sie gegeben.

Nun war es zu Ende mit Tanz und Fröhlichkeit. Jofrid lag im Sterben. Sie war in dem rasenden Lauf an den Königshügel geschleudert worden und hatte von seinen Steinen den Todesstoß empfangen.

Falun. Selma Lagerlöf.

# Bankenparade.

Während der letzten 357 Tage hat sich manches der Großfinanz Angenehme ereignet. Montanaktien sind beträchtlich gestiegen, vielen Industriewerthen hat eine verbesserte, modernere Fabrikation Vortheile gebracht, die amerikanische Hausse bescherte den Börsen wahre Schätze und auch der Kurs fremder Renten stieg höher, als man erwartet hatte. Aus all diesen Blüthen banden die Leiter unserer Banken sich einen üppigen, bunten Strauß. Von der Herrlichkeit der Entwickelung deutschen Bankwesens sprach man schon seit Monaten, obgleich damals noch politische und finanzielle Zwischenfälle möglich waren. Heute jedoch, wo der Jahresabschluß naht und das schöne Geschäftswetter fast überall ohne ernstliche Trübung fortdauert, ist es schon der Mühe werth, eine Jahresparade über die Banken abzuhalten.

Alle haben diesmal verdient. Nur müssen einzelne Großinstitute noch alte Löcher zustopfen und die dazu nöthigen Summen heimlich an ihrer Dividende absparen. Auch giebt es da und dort Provinzialbanken mit ausgedehnten Filialen, die noch an früheren Industrie-Verlusten leiden, sich darüber aber nicht allzu offen aussprechen möchten. Natürlich darf man sich nicht etwa einreden, Das, was in den Berichten der Banken, auch der besten, steht, gebe vom Wirken dieser Institute ein irgendwie getreues Bild. Um Alles zu schildern, wären Bände erforderlich; unsere Hochfinanz aber hat offenbar Angst, die Augen des Publikums durch allzu reichlichen Lesestoff zu verderben. Nicht einmal eine knappe und klare Zusammenfassung wird gegeben und nur die Eingeweihten, deren Zahl allerdings nicht gering ist, können sich von der Art des jeweiligen Bankenbetriebes eine richtige Vorstellung machen. Ich behaupte auch nicht etwa, es sei unbedingt nothwendig, öffentlich Alles zu beichten; sicher ists gar nicht möglich. Auch die Schweigsamkeit unserer Industriegesellschaften pflegt ja mit ihrer Größe zu wachsen. Wie aber soll ein Wirthschaftforscher der Zukunft Klarheit erhalten? Wenn er sich mit den Geschäftsberichten und Generalversammlungreden begnügt, kann das Bild, das er von heutigen Zuständen malt, niemals der Wirklichkeit gleichen. Man thut gut, die Regsamkeit unserer Großbanken, ihre Unternehmunglust, ihren Muth noch wesentlich höher einzuschätzen, als die Phantasie sie anzuschlagen pflegt. Diese neuen Fähigkeiten (die leicht zu nicht ganz ungefährlichen Leidenschaften ausarten können) sind nicht ohne Ursache entstanden. Man wollte Agiogewinne und verfügte immer wieder Kapitalserhöhungen (die oft gar keinen anderen Zweck hatten). Das neue Kapital aber forderte dann auch Verwendung; regelmäßige, normale war selten zu erreichen: also mußten Phantasie und Wagemuth gemeinsam auf die Reise gehen, um Verwerthungmöglichkeiten für die gehäuften Schätze zu suchen.

Dieser abnorme Zustand, auf dessen Gefahr nicht oft genug hingewiesen werden kann, hat in abnormer Zeit den Banken aber Nutzen gebracht. Die meisten waren klug genug, in den flauen Monaten zu kaufen. Das konnten sie, die stets Ueberfluß an Geld hatten. Später, in der Haussezeit, die ja noch fortdauert, verkauften sie dann zu hohen Kursen; ein einträgliches Geschäft, das den Direktoren obendrein noch den Ruhm großer Kaufleute verschaffte. Das war im Grunde diesmal die eigentliche Thätigkeit, über die Jeder denken mag, wie es ihm beliebt; nicht zu bestreiten ist jedenfalls, daß die leitenden Männer im Allgemeinen dabei sehr geschickt operirt haben. So leicht, wie Mancher meint, hatten sies nicht. Auch

ihnen kam der Krieg im Februar ja überraschend; sie hatten sich auf die Weisheit unserer Regirung verlassen, die noch ein paar Tage vorher dem Preußenkonsortium die Last neuer Konsols aufgebürdet, also (wie sie auch selbst offen gesteht) von der nahen Kriegsgefahr nichts geahnt hatte. Zwischen dem achten Februar und der Generalversammlung der Deutschen Bank lag ein voller Monat. Doch der Pessimismus wollte so schnell natürlich nicht weichen. Die Deutsche konnte bequem 12 Prozent vertheilen; „in Anbetracht der politischen Situation" empfahl der Vorstand aber die Bildung einer Spezialreserve B, für die zwei Millionen von der Dividendensumme genommen wurden. Inzwischen hatte Paris seinen Schwarzen Sonnabend erlebt; von Zwei bis Drei (die londoner Börse war schon geschlossen und Berlin hatte höchstens noch eine Stunde Zeit, in Paris zu verkaufen) kamen von der Nachbörse unserer Reichshauptstadt Kursmeldungen, die um zehn, zwölf Prozent niedriger lauteten als zwei Stunden vorher. Auch einzelne Banken ließen sich von der ersten Angst zu Verkäufen verleiten, entschlossen sich bald aber, das doppelte Quantum zurückzukaufen. Der Zufall wollte, daß an diesem Schreckenstage gerade das Türkensyndikat in Paris eine Sitzung hatte. Schlag auf Schlag folgten einander die Nachrichten von der Börsenpanik. In der Verwirrung tauchten die abenteuerlichsten Gerüchte auf; mit ernster Miene wurde sogar erzählt, Deutschland habe den Franzosen soeben den Krieg erklärt. Das war Unsinn. Traurige Wahrheit aber der Sturz der Russen, Türken und vieler verwandten Werthe. Rasch entschlossen die anwesenden Leiter der Deutschen Bank und anderer großen Häuser sich zu einer Intervention. Die Hochfinanz hoffte ja auf die Lokalisirung des Krieges. War die zu erreichen, dann war Alles gewonnen. Die Kauforders gingen an die Banque de Paris; hoffentlich war recht viel Material zu haben. Die Hoffnung wurde nicht erfüllt; wenigstens nicht in vollem Umfang. Was in New-York so oft wahrzunehmen ist, zeigte sich nun nämlich auch hier: so viele Papiere, wie plötzlich gewünscht wurden, waren gar nicht zu haben. Der Grund? Sobald das Börsenpublikum den Eingriff starker Hände spürte, schöpfte es neuen Muth und dachte nicht mehr daran, seinen Besitz zu verschleudern.

Eine so große und von solchen Mächten ausgehende Aktion mußte natürlich auch den deutschen Markt berücksichtigen. Den Russensturz aufhalten: ganz schön; nur nützts nicht viel, wenn man nicht auch Diskontokommandit vor der tiefsten Tiefe bewahrt. In Berlin und Frankfurt wurde eifrig gekauft; und in diesen Tagen entstand der Grundstock des Profites, der diesmal in den Bankbilanzen auf der Gewinnseite prangt. Pedanten schlagen die letzten Geschäftsberichte nach, stehen in Ehrfurcht vor den Effektenbeständen vom vorigen Jahresultimo und rechnen aus, wie viel am Kurs dieser Papiere seit Neujahr 1903 verdient worden ist. Wenn die Banken aber nicht ganz andere Beträge in der Zwischenzeit gekauft und verkauft hätten, wäre es um die Dividende minder herrlich bestellt. Gerade an diesen Käufen und Verkäufen ist „dick" verdient worden; so dick, daß große Summen als stille Reserven versteckt, in der Bilanz also gar nicht sichtbar wurden. Der Deutschen Bank wird nachgesagt, sie habe vier Millionen nur für den Fall zurückgelegt, daß ihre Kundschaft sich wieder einmal zu Massenverkäufen entschlösse. Der Einfall wäre nicht schlecht. In Krisenzeiten müßte dieses Institut der Börse ja so ungeheure Papierposten aus seiner Kundschaft anbieten, daß an Ausverkauf gar nicht zu denken wäre. Als Rothschild die Erfahrung gemacht hatte, daß er im Bedarfsfall kein Geld

bekommen könne, ließ er bei der Reichsbank immer ungefähr vierzig Millionen stehen. Aehnlich machts nun die Deutsche Bank: da sie an Schreckenstagen die Verkaufsordres ihrer Riesenkundschaft an der Börse nicht ausführen könnte, schafft sie sich die Mittel, die ihr selbst, ohne den Börsenbeistand, die Exekution ermöglichen.

Nach dem Leid kam dann auch die erste Lust von der Seine. Die russischen Schatzscheine zeigten eine Heilkraft, die dem Priester Johann von Kronstadt Ehre gemacht hätte. Nicht nur die Franzosen hatten das neue Papier gezeichnet: aus ganz Europa, aus Amerika sogar waren Ordres und Geld dafür gekommen. Nun hatte das französische Konsortium sich in Petersburg ausbedungen, daß es den Erlös der Schatzscheine — gleichsam als Sicherheit für den pünktlichen Dienst der Goldzinsen — sehr lange behalten dürfe und nur in sehr sachtem Tempo nach Rußland Rimessen zu senden brauche. Dafür hatte es nur $1\frac{1}{2}$ Prozent Zinsen zu zahlen; und die dabei ersparten Millionen konnte das Konsortium nun wieder billig als Monatsdarlehen an die Börsen abgeben. Auf diesem schlau gebahnten Weg erhielten die wichtigsten Plätze billiges Geld, ehe sie es auch nur zu hoffen wagten; und die Geldfülle schwoll weiter, als die Vereinigten Staaten für den Panamakanal den Franzosen vierzig Millionen Dollars auszahlten. Wars nun aber geniale Klugheit, die unsere Bankherrscher zu den umfangreichen Käufen trieb? Ich glaube: Nein. So hoch man ihr Ahnungsvermögen auch schätzen mag: da sie weder die Bedingungen des pariser Schatzscheinkonsortiums kannten noch wußten, daß der Panamakonflikt so schmerzlos verlaufen werde, konnten sie auch den Erfolg ihrer Intervention nicht vorausberechnen. Und noch weniger war ihnen das dritte Haussemotiv bekannt, das durch den Namen Hibernia bezeichnet wird. Neulich erst habe ich hier geschildert, wie durch den Aufkauf der Hibernia-Aktien das ganze Kursniveau der Kohlen- und Eisenwerthe in wilden Stößen erhöht wurde. Und diese Preissteigerungen, die nicht einmal die Sicherung des Stahlwerkverbandes abgewartet hatten, übertrugen sich dann allmählich auch auf die anderen Märkte.

Nach einer Richtung aber hat sich die Scharfsicht der Berliner bewährt: früher als New-York selbst sah Berlin den amerikanischen Aufschwung und dessen Wirkung voraus. Börse, Spekulation, Publikum hatten in Shares (namentlich von Eisenbahnen) Riesenengagements; und die dabei erzielten Gewinne wurden vor ein paar Wochen auf hundert Millionen geschätzt. Sogar Lehrlinge und Kassenboten sollen an diesen „Geschäften“ (wenn mans so nennen darf) mitverdient haben. Die Deutsche Bank hat drüben eine werthvolle Bundesgenossin an der Firma Speyer, die auch allein stehen könnte und keiner noch so starken Bank bedarf. Die Berliner Handelsgesellschaft war gut berathen, als sie sich bei dem Geschäft des new-yorker Hauses Hallgarten betheiligte . . . . Die hier aufgezählten Umstände brachten den Segen. Was sonst vorgeführt wird, ist zum großen Theil Blendwerk. Man soll den Geschäftsgewinn des Jahres 1904 da suchen, wo er zu finden ist.

Die Deutsche Bank gilt als das erste, die Diskontogesellschaft als das feinste Institut; als das feinste, weil sie ehrwürdige Geschäftstraditionen, alte Verbindungen, den ganzen Nimbus einer fünfzigjährigen Geschichte hat. Seit Hansemann tot ist, fehlt, nach fast unbestrittener Ansicht, in der Leitung freilich eine starke Persönlichkeit; tüchtige Durchschnittsköpfe genügen aber für ein so großes Unternehmen auf die Dauer nicht. Das Filialsystem, von dem man so lange nichts hören wollte, wird nur in sehr weitem Rahmen gepflegt. Die Kundschaft hat an Umfang und

Werth natürlich zugenommen, seit die Firma Rothschild einverleibt worden ist. Trotzdem darf man nicht etwa glauben, die Diskontogesellschaft habe die Liquidation dieser Firma gewünscht. Hansemann war viel zu klug, um nicht zu erkennen, wie werthvoll der Fortbestand einer Firma dieses Ranges war, die sich auf seinen Prospekten so wirksam ausnahm und deren Mittel dem deutschen Markt eine oft erprobte Stütze boten. Eins hat die Diskontogesellschaft vor allen anderen Banken voraus: ihre Antheile sind das leitende Papier, geben der Börsenstimmung den Ton. Ihr Kurs ist ja relativ auch höher als der der Deutschen Bank-Aktien (für die doch vielleicht $3\frac{1}{2}$ Prozent Dividende mehr gezahlt werden): ein Beweis, wie der innere Werth von Diskontokommandit veranschlagt wird. Unser Publikum hat sich eben gewöhnt, dieses Papier zu höherem Zinsfuß zu kapitalisiren.

Selbst die vorsichtigsten Bankiers aber sagen, der Liquidationwerth der Deutschen Bank sei mit 200 Prozent nicht überschätzt. Kein Wunder also, daß viele Aktionäre die Diskontogesellschaft (mit $8\frac{1}{2}$) aufgeben und sich Deutsche Bank (mit 11 bis 12 Prozent Dividende) kaufen. Dieser Bank hat es auch nach dem Tode Georgs von Siemens an Persönlichkeiten nicht gefehlt; nach allgemeinem Urtheil ist ihr Direktorium noch heute das sachkundigste und beste von allen. Irgend eine glänzende Eigenschaft, die einem Bankdirektor die zufällig sichtbarste Rolle anweist, entscheidet freilich noch nicht über seine innere Bedeutung. Man darf sich da nicht blenden lassen; manchmal wird die werthvollste Arbeit von Denen geleistet, die nicht in den Vordergrund treten. Bei der Deutschen Bank waren übrigens die Verhältnisse stärker als die Menschen. Sie brauchte, ihrer ganzen Wesensart nach eine ruhige Entwickelung und hat sie erreicht. Mit ihrem großartigen (und dennoch vorsichtigen) Kreditsystem hat sie sich durchgesetzt und all die Klippen vermieden, die ihr von mißtrauischen Beobachtern als lebensgefährlich gezeigt worden waren. Sie hat sich jeder ernsten Gefahr entzogen; und wer die Höhe ihres Ranges richtig würdigen will, braucht nur nach London zu gehen. In England hats der Ausländer gewiß nicht leicht, sich bis zum ersten Platz durchzuarbeiten. Die londoner Filiale der Deutschen Bank aber gilt noch mehr als die des Crédit Lyonnais. Von all unseren Banken hat die Deutsche den größten Beamtenstab. Ein Blick in die letzte Bilanz lehrt (diese interessante Thatsache ist noch zu wenig beachtet worden), daß die Spesen (11 Millionen) wesentlich höher als die Provisionen (10 Millionen) sind. Das laufende Geschäft deckt also nicht die Spesen; und dabei habe ich Steuern und Stempel (mit 2 Millionen) noch nicht einmal mitgerechnet. Bei allen anderen Großbanken sind die beiden Posten ungefähr gleich; ein status, den man noch nicht besonders günstig nennen kann. Bei schärfster Prüfung der Ziffern zeigt der Geschäftsertrag der Deutschen Bank übrigens wesentlich veränderte Züge. Im vorigen Jahr wurden auf das Aktienkapital von 160 Millionen 11 Prozent Dividende bezahlt. Sämmtliche sichtbaren Reserven (die versteckten sind sehr groß) betrugen damals 57 Millionen Mark. Die arbeiten bekanntlich unverzinst mit, bringen aber doch wohl ihre 4 Prozent = 2280000 Mark. Das gäbe nicht ganz $1\frac{1}{2}$ Prozent Dividende. Depositengelder und Kreditorenkonten betrugen damals zusammen 788 Millionen. Von manchen Geschäftsleuten wird der Bank dabei ein Zwischenzins von 2 Prozent nachgerechnet; ich will vorsichtig sein und den bescheidenen Satz von 1 Prozent annehmen. Das wären 7880000 Mark = 5 Prozent vom Aktienkapital. Ist diese Rechnung, wie ich sicher glaube, richtig, dann

kamen fast $6^1/_2$ von den 11 Prozent der letzten Dividende aus der Reserve und und dem bequem erreichbaren Zwischenzins und nur der Rest, knapp 5 Prozent, brauchte verdient zu werden.

Aehnliche Verhältnisse finden wir bei der zweitgrößten Bank, der Dresdener. Sie gab (auf 130 Millionen Aktienkapital) 7 Prozent Dividende. Die Reserven bilanzirten mit 34 Millionen, ergaben (zu 4 Prozent) also 1 Prozent vom Aktienkapital. Depositen und Kreditoren waren hier auf 325 Millionen berechnet. Zwischenzins wieder nur 1 Prozent = 3 250 000 Mark, also $2^1/_2$ Prozent vom Aktienkapital. Die Hälfte der vorjährigen Dividende wäre danach mühelos verdient worden. Der Wirtschaftkritiker kann kein Unglück darin sehen, daß unsere beiden größten Kommissionbanken ihre Riesenkapitalien eigentlich nur mittelmäßig verzinsen können. Die Dresdener Bank hat von allen Großinstituten übrigens diesmal (wenn man von dem auch recht einträglichen Hiberniafehler absieht) die besten Operationen gemacht. Das Bündniß mit Schaaffhausen sichert ihr den größten Concern; sie nahm die Genossenschaftbank auf, deren Geschäfte unter der neuen tüchtigen Leitung in unerwarteter Lebenskraft wiedererwachen; und sie erwarb ferner die Firmen Erlanger in Frankfurt und Speyer in Basel, deren Geschäftsumfang nicht zu unterschätzen ist. Die Saugapparate ihrer Wechselstuben arbeiten vorzüglich; man braucht den neuen Erfolg in Moabit gar nicht als etwas Ungewöhnliches auszuschreien. Auch im Transvaal hat sie sich rechtzeitig eine weitreichende Interessensphäre gesichert; sie steht dort im Bündniß mit der General Mining Company, also mit der wichtigen Albu-Gruppe. Von Dresden nach Johannesburg ist freilich ein weiter Weg; aber nur der Philister läßt sich von solcher Expansion einer Großbank schrecken, deren Entwickelung ohne einen muthigen Internationalismus gar nicht zu denken ist. Den Herren des Schaaffhausenschen Bankvereins (den man, wenn von der Dresdener Bank geredet wird, doch miterwähnen muß) hat die Hiberniasache in den rheinisch-westfälischen Montanbezirken allerdings geschadet. Noch aber ist seine Macht in diesem Centrum deutscher Arbeit ungebrochen. Auch mit den Persönlichkeiten ist man zufrieden und die Verstimmung dieses Sommers wird bald wieder weichen.

Die Handelsgesellschaft läßt sich nicht beirren. Mögen Andere nach noch so dichten Verzweigungen streben: sie will keine Filialen, hält ihre Macht centralisirt und hat damit bewirkt, daß sie von allen Seiten als Verbündete begehrt wird. Wie wichtig gerade hier die leitenden Persönlichkeiten sind (Herr Fürstenberg für das eigentliche Bankgeschäft, Herr Dr. Rathenau für die Industrie, Herr Ahrens für das Börsenressort), ist allgemein bekannt. Das Gerücht, das von einer Fusion mit der Darmstädter Bank wissen wollte, war nicht ernst zu nehmen. Persönliche Intimitäten und kleine Gefälligkeiten sind ja zu merken; aber von da ists noch weit bis zu der Möglichkeit fester Interessengemeinschaft. Die Darmstädter Bank sucht ihr Filialennetz immer weiter zu dehnen; der Initiative ihres Direktors Dernburg hat sie sehr rentable (und auch wirthschaftlich bedeutsame) Reorganisationen zu danken.

Im neuen Jahr werden die Mittelbanken vielleicht interessanter als die Großbanken werden. Die Großen sind einstweilen wohl gesättigt; sie haben so viel Kapital verschlungen, daß sie vollgestopften Riesenschlangen gleichen, die von Baumstämmen kaum noch zu unterscheiden sind. Was aber machen die Mittelbanken mit ihrem hohen Kursstand? Es lebe das Agio! Das ist immer der Wünsche Ziel. Und zur Ausgabe junger Aktien ist jetzt die Gelegenheit günstig. Pluto.

❦

# Wunschzettel.

Alfred Nobel, der mit rauchlosem Pulver, Dynamit, Nitroglyzerin, gelatinirter Schießbaumwolle, mit Sprengstoffen aller Sorten dreißig Millionen verdient hatte, bestimmte in seinem Testament, aus den Zinsen dieses Vermögens seien jährlich fünf Preise (von je zweihunderttausend schwedischen Kronen) zu vertheilen. Drei für wissenschaftliche, einer für humanitäre, einer für poetische Leistungen. Der Gedanke war gut; besser als die meisten Millionäreinfälle. Zweihundertzwanzigtausend Mark: solche Summe kann das Leben eines Gelehrten, eines Künstlers völlig umgestalten, kann dem von Nahrungsorgen Entbürdeten die Möglichkeit schaffen, nur der Stimme des stärksten Triebes fortan noch zu horchen. Wer für sich und die Seinen fast achttausend Mark Jahreszins hat, braucht nicht mehr ins Joch zu kriechen. Leider erlaubt Nobels Testament die Theilung der Preise; und hunderttausend Mark sichern heutzutage nicht einmal dem Junggesellen auf die Dauer ein behagliches Leben. Noch schlimmer ist, daß Nobel kein inneres Verhältniß zur Kunst hatte und deshalb verfügte, nur „idealistische" Dichtungen, hehre Werke von hohem Schwung seien des Preises würdig. Männer, die aus harter Arbeit kommen, sind meist geneigt, in der Literatur die edle Gesinnung höher als das Können zu schätzen. Da nun auch der Literatenpreis von einer Akademie, der stockholmer, zu vergeben ist, mußte man arge Mißgriffe fürchten. Bis jetzt ists aber leidlich gegangen. Sully Prudhomme, der zuerst den Preis erhielt, ist keine große Persönlichkeit, doch ein feiner Poet. Daß Ibsen mit Björnson theilen mußte, stärkte den alten Irrwahn, die beiden Norweger stünden ebenbürtig neben einander; immerhin war kein Unwürdiger gekrönt. Das ist erst diesmal geschehen. Der Spanier Echegaray, der Professor und Minister war und als Vierzigjähriger düstere Angelegenheiten cum ira et studio in Dramenformen zu pressen begann, hat den halben Preis bekommen; ein talentvoller Vielschreiber, den selbst in der Heimath der Ruhm nicht überdauern wird. Doch wir können uns trösten; denn die andere Hälfte bekam der Beste, der zu finden war: Frederi Mistral. Fünfzig Jahre ists gerade her, seit er in Fontségugne mit sechs Freunden die Genossenschaft der Félibres gründete, deren Ziel war, das Lebensrecht der provençalischen Sprache und Literatur zu sichern. In Deutschland ist er beinahe unbekannt, trotzdem Professor August Bertuch ihn gut übersetzt und kräftig für ihn zu wirken versucht hat. Ich sprach hier schon über ihn und will heute nur ein paar Sätze anführen, in denen Herman Grimm ihn schwärmend rühmte. „Frederi Mistral würde, auch wenn Lamartine und Viktor Hugo noch lebten, der größte

Dichter Frankreichs sein. Von einem Dichter, bei dem von Größe gesprochen werden darf, muß Etwas ausgehen, das uns überwältigt. Wenn er die Stimme erhebt, muß tiefes Schweigen entstehen. Nur was er vorbringt, ist dann das Wirkliche; was Erinnerung und Gegenwart uns sonst aufdringen, wird ungewiß und wie zu sich verflüchtigendem Gewölk, in das Sonnenstrahlen glanzerfüllte Löcher einbohren. Wie Homers Ilias eine Encyklopädie Dessen bildet, was zu seiner Zeit das Vaterland seiner Helden erfüllte, an geistigem wie an leiblichem Inhalt, wie das Selbe Dantes Gedicht für Italien, Shakespeares Dichtung für England und der Goethes für Deutschland nachgesagt werden kann, so enthält Mistrals Mireille den Inbegriff der Provence: Land, Charaktere und Gedanken des Volkes. Seine Kunst, die Menschen in einfacher Handlung mit uns bekannt werden zu lassen, erreicht die Homers. Von Lamartine bis Viktor Hugo kennt Keiner das Geheimniß dieses Franzosen, Glück und Unglück mit dem gleichen freudigen Accent zu sagen. Ein Dichter muß beruhigen. Viktor Hugo hat etwas Grelles, beinahe Böses in seiner Art, zu erfinden und zu beschreiben; Mistrals Gesänge streicheln uns sanft, wie eine Mutter ihr Kind streichelt." Die hier zusammengestellten Sätze stammen aus verschiedenen Jahren; sie zeigen, wie das Epos und die Lyrik Mistrals auf Bettinas grilligen Schwiegersohn gewirkt hat, dem Racine wenig, Musset und Verlaine nichts zu sein vermochten. Ists nicht schön, daß der Nobelpreis nun den Abend eines starken Dichters vergoldet, einen allzulange im Dunkel Vergessenen der Beachtung empfiehlt? Mistral ist vierundsiebenzig Jahre alt; unser Wilhelm Raabe nur um ein paar Monate jünger. Statt zu jammern, weil diesmal kein Deutscher den Preis erhielt, sollten wir unsere Kandidaten für die nächste Vertheilung rechtzeitig nennen, sollten auch deutsche Kultusminister die Mühe anständiger Propaganda nicht scheuen. Sie thun ja sonst nichts Rechtes für deutsche Künstler; hier könnten sies, ohne ihr Budget zu schmälern. Vielleicht ist den Stockholmern schwer beizubringen, daß Raabe unter die „Idealisten", die „Schwungvollen" gehört. Mir scheint: Abu Telfan, Horacker, Schüdderump können sich neben Echegarays Galeoto sehen lassen.

*

Die Wirkung des Geldes auf die Literatur: Das gäbe eine nützliche Monographie. Der Wunsch der Dichter, an der Tafel weltlicher Genüsse als Gleichberechtigte mitzuschmausen, ward nicht etwa erst gestern geboren. Schon um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts schrieb ein den Orleans dienstbarer Poet sich, in einer aus Wehmuth und Wuth ganz nach der Parnassiermode gemischten Stimmung die seitdem oft grimmig citirte Grabschrift:

Ébloui de l'éclat de la splendeur humaine,
Je me flattais toujours d'une espérance vaine,
Faisant le chien couchant auprès d'un grand seigneur,
Je me vis toujours pauvre et tâchai de paraître;
Je vécus dans la peine, espérant le bonheur,
Et mourus sur un coffre, en attendant mon maître.

So sprach der Zorn über die Herrnlaune des Maecenas, der dem begnadeten Künstler vom Mahl des Lebens fast immer nur die Reste gönnt. Die Welt wurde bürgerlicher. Statt der Gnade eines fürstlichen Patrones lockte nun die Gunst des „Publikums". Die Masse — richtiger: die wohlhabende Bourgeoisie — hatte jetzt den Zutritt zum Futtertrog zu gewähren oder zu weigern. Im Feudalstaat war das Ehrenrecht untrennbar von persönlicher Tapferkeit. Die verlor allmählich ihren praktischen Zweck. Nur der Soldat trug noch einen Degen. Der Bürger konnte achtzig Jahre alt werden, ohne je ins Handgemeng zu gerathen, je eine Probe physischen Muthes geben zu müssen. Erwerbsfähigkeit: Das wurde die neue Losung. Ehrenwerth ist, wer sich ernähren, sein Hausvölkchen ohne Bettelei durchbringen kann. Von solchem Ehrenrecht wollten auch die Literaten nicht ausgeschlossen sein; nur ihrer Kunst noch, nicht einem Herrn künftig dienen. Voltaire schon (in dem mehr vom liberalen Bourgeois war, als blinde Liebe ahnt) hat geschrieben: Si un bon écrivain ambitionne la fortune, il doit la faire soi-même. Und Zola, der in jedem Sinn größte aller romantischen Philister, rieth den jungen Dichtern, das Geld zu respektiren, es nicht, nach kindischer Poetenart, gering zu schätzen. L'argent est notre courage et notre dignité, à nous écrivains, qui avons besoin d'être libres pour tout dire; l'argent fait de nous les chefs intellectuels du siècle, la seule aristocratie possible. Ganz so weit sind wir noch nicht (ob eine Literatenaristokratie das für die Gesundheit des Volkskörpers zu erwünschende Ziel wäre, mag Manchem zweifelhaft scheinen); und nicht alle Kenner der Literaturgeschichte werden Zola beistimmen, der den Dichtern zurief: Vous triompherez nécessairement, si vous êtes une force; et si vous succombez, ne vous plaignez même pas, car votre défaite est juste. Die echte Bürgerwehrparole: Verkannte Genies giebt es nicht; jedes Talent setzt sich durch, wenns ihm nicht an Fleiß fehlt. Ob das Genie, das Talent seine beste Kraft an gemeine Lohnarbeit verzetteln, sein Feinstes vergröbern muß, um sich im Marktgedräng „durchzusetzen": danach wird nicht gefragt. Und doch ist Zola selbst ein noch sichtbares Beispiel des Genialischen, der, weil er viel Geld verbraucht, die Produktion übereilt, der Kraft mehr abverlangt, als sie in fröhlicher Schaffenslust zu leisten vermag. Wenn er der Firma Char-

pentier nicht so viele dicke Bände geliefert hätte, wäre der Ertrag seiner Lebensarbeit größer geworden. Ist es denn Zufall, daß unsere Belletristen immer just fertig werden, wenn die Erntezeit der Schauspielhäuser naht, die Weihnachtwaare in Ballen gepackt werden soll? Winkt die Konjunktur etwa gar die inspirirende Göttin von Pieriens Küste herbei? Scheltet die Armen nicht; sie haben lange gedarbt und möchten nun schwelgen; unfrei waren sie und möchten endlich nun frei sein. Leider werden sies selten. Oft wandelt, fast immer, der erste Erfolg die Lebensgewohnheit. Großes Haus, große Gesellschaften, große Reisen; mindestens zwei feine Wohnungen; und für den Sommer natürlich einen Park. Doch der neue Brotherr gewährt nicht, wie weiland Maecenas der Erste, für den ganzen Rest der Daseinsdauer ein Sabinum. Der neue Brotherr will alljährlich wieder umworben, umschmeichelt sein, alljährlich nach Laune entscheiden, wie hoch der Artistenverdienst diesmal steigen darf. Da wird dann das Wetterglas befragt. Was könnte gefallen? Läßt sich die nächste Modefarbe errathen? Wo ist der gangbarste Saisonstoff aufzuspüren? Ueber die Bewußtseinsschwelle wagt sich solche Frage ja nicht gern; doch unten pocht sie und stört das stille Werk der Empfängniß. „Nur der Kunst noch, nicht einem Herrn künftig dienen." Ein schöner Wahn. Der Herr sieht anders aus, ist aber nicht leichter zu bedienen. Solls Dünnbier sein oder Sekt? Stickerei oder Plissirtes? Borsdorfer oder Reinettes? Tailor made oder pariserisch? Hunderttausend sollen kaufen; müssen: sonst giebts keinen münzbaren Erfolg, keinen, der die Fortdauer des Wohllebens sichert. Und von diesen Menschen, die ihre Jugendkraft in irgend einer Tretmühle verrackern mußten und abgehetzt ans erste Ziel gelangt sind, die unruhvoll nach der Witterung des kommenden Tages spähen, in jedem Lenz sich zu neuem Lauf drillen müssen, — von diesen hastig über den Markt Keuchenden fordert Ihr zwiefach Ungerechten Frische, Freudigkeit, heitere Andacht?

Einer, der uns im November gestorben ist, hatte sich ein Stück dieser Gottesgabe bewahrt: Hans Hopfen. In den Zeitungen ist nicht viel über ihn geredet worden. Schnell ein Trauersprüchlein. „Einer unserer bedeutendsten (was denn gleich? Sagen wir einfach:) Poeten"; und dann ein anderes Thema. Hopfen interessirt nicht mehr besonders. Und war doch ein Kerl. Einer, auf dessen Tatze wir stolz sein konnten. Als Lyriker saß er in seinen besten Stunden ganz auf Eigenem; recht wie ein kleiner Bauernkönig. Wer macht ihm die „Noth" und die „Sendlinger Bauernschlacht" heute nach? Modern (was man jetzt so „modern" nennt) war er freilich nicht. Konservativ, mit Ritterehrbegriffen, sehr für Duelle und Kriege, für forsches Burschenwesen und stramme

Staatszucht. Einer, der in vollen Zügen aus allen Freudenbechern gezecht hat und als Greis noch von Lebenslust strotzte. Fast bis an die Siebenzig ist er gekommen. Wer ihn aber sah, die feiste, doch auf dem Fechtplatz geschmeidig erhaltene Gestalt mit der rothen, kaum erst grau gesprenkelten Mähne, hielt den Rüstigen für viel jünger. Mit all seinen Mängeln und Menschlichkeiten: ein Mann, von einer Zeugerkraft, die drei schmalen Modehelden ein Jahrzehnt lang das Leben zu fristen vermochte. Was konnte aus diesem robusten Talent werden, wenn es nicht gezwungen war, für den Taglohn zu schreiben! Beinahe jeder Herbst brachte einen Roman oder Novellenband. Starke Sachen sind darunter. Denn Hopfen hatte in seinen kräftigsten Jahren auch den langen Athem des Epikers. Manches aber (nicht wenig) bot nur anständige Unterhaltung. Der dicke Hans mit den listigen Falstaffäuglein, der die graziös freche Satire vom „Pinsel Mings" erdacht hatte, wußte allzu gut, daß ein Berühmter sich ein Weilchen Alles erlauben, eine „akkreditirte Firma" auch hübsch verpackte Dutzendwaare feilbieten darf. Mit dem Nobelpreis in der Tasche hätte er sein Poetengut anders verwaltet; geduldig die Keimzeit, die Vollreife, die Schnittstunde abgewartet und nur die beste Ernte auf den Markt gebracht. Für das Handwerk des Weihnachtromanschreibers, dessen Neustes „auf keinem Büchertisch fehlen darf", war der Mann viel zu gut, der die „Vagabunden" und den „Praktikanten", den „Hexenfang" und den „König von Thule" schuf.

Mais que diable allait-il faire en cette galère?

⁂

Cyranos Vers fiel mir ein, als ich las, Herr Jules Lemaître, ein Stifter und Führer der Liga La Patrie Française, ziehe sich aus dem politischen Leben zurück (so drückts der Zeitungdepeschenstil aus). Die Assoziation ergab sich leicht: Lemaître hat über Rostands Cyranogedicht, als es neu war, die klügste Kritik geschrieben und seit sechs oder acht Jahren nun auf der schlimmsten Galeere Zwangsarbeit geleistet. Sein Name wird in unseren großen Blättern seitdem nie ohne ein Zusatzwort genannt, das ihn dem Hohn, der Verachtung empfiehlt. „Der groteske Jules Lemaître." „Der notorische Fälscher Lemaître." „Der heuchlerische Tölpel." „Der blutrünstige Hanswurst." Damit soll der Dreyfusfeind und Gegner des pfäffischen Pfaffenfressers Combes abgethan werden. Meinetwegen. Les affaires sont les affaires; auch in der Politik. Nur dürfte man nicht verschweigen, daß der Gescholtene, mag er in seiner politischen Rolle auch als der leibhaftige Gottseibeiuns verabscheut werden, einer der besten Europäer ist und so ziemlich der feinste Kritiker war, der seit den Tagen Sainte-Beuves, Taines und Barbeys in unserem Erdtheil

lebte. Daß wir uns Jahre lang jedesmal auf den Montag freuten, der, mit dem Journal des Débats, sein Feuilleton brachte. Daß seine Contemporains noch jetzt zu unseren Lieblingen gehören. Und daß wir Alle von ihm gelernt haben. Trotzdem er gar nicht belehren wollte. Das überließ er Hennequin, Schérer, Brunetière und anderen Magistern. Er wollte genießen, Genußfähigen Genüsse vermitteln; auch seinen Antipathien Luft machen. Immer skeptisch, der Augenblicksstimmung ganz überlassen und ohne die allergeringste Furcht, die vorgestern aufgestellte Behauptung übermorgen vielleicht umstoßen zu müssen. Warum nicht? Wer an jedem Tag aufrichtig die empfangenen Eindrücke verzeichnet, hat genug gethan. Noch mehr verlangt Ihr? Unglaubliche Anmaßung. Welchen Hokuspokus erwartet Ihr denn von der Kritik? Ich will Euch sagen, was sie kann. Vaine comme doctrine, forcément incomplète comme science, la critique tend à devenir simplement l'art de jouir des livres et d'enrichir et d'affiner par eux ses sensations. Viel bescheidener kann ein Kritiker wirklich nicht sein. Daß solcher bequemen Resignation die stärkste Wirkung versagt bleiben muß, ist klar. Lessing und Winckelmann, Boileau und die Encyklopädisten, der Russe Bjelinskij, der Skandinave Brandes, der Brite Archer haben neue (nicht immer gute) Wege gezeigt, ihren Willen der Landsmannschaft oft aufgezwungen. Lemaître war geistig nie so lüderlich wie sein Vorgänger Jules Janin, dem's ein Göttterspaß war, in Spelunken Genies zu entdecken, mit denen sein Foppfeuilleton dann Paris für eine Woche (oder noch länger) beschwindelte. Aber auch nie der geckige Pedant, der auf dem Stuhl des gerade mal ausgetretenen Weltenrichters zu sitzen wähnt und das Viertelstündchen nützt, um Dogmen für anderthalb Ewigkeiten zu zimmern. Er lächelt und zweifelt. Que sçay-je? Zweifelt, doch verzweifelt nicht; denn noch ein anderes Wort hat er von seinem Meister Montaigne gelernt: Le doute est un mol oreiller. Dabei war dieser sanfte Nihilist, wie sein geliebter „Onkel“ Sarcey, wie About, Prévost-Paradol und Weiß, in der Pedantenschule erzogen worden, der École Normale, die das Patent auf den guten Stil hat; war, ehe er unter die Journalschreiber ging, maître de conférences de littérature française à la faculté des lettres de Besançon und setzte anfangs sämmtliche akademische Titel unter seine Artikel. Als er in die große Welt gekommen und in den Salons berühmt geworden war, schnitt er den Schulfuchsenschwanz flink ab. Jetzt spöttelte er über den geringen Werth aller Humaniora, wollte ein Künstler sein, nicht mehr ein gelehrter Professor, stellte rasch deshalb Renan über Bossuet, hob die Achseln und seufzte: Ists meine Schuld, daß manche Posse von Meilhac & Halévy vernehmlicher zu mir spricht als in seinen schwä-

cheren Stunden selbst der große Molière? Meine Schuld, daß ich so verrucht modern bin? Ein Bischen Kokettterie war immer dabei und der Normalschülerstolz nie ganz in ihm erstorben. Durch eine Vision Verlaines schwebt der Schatten Platos. Hm ... Lemaître schüttelt den Kopf, träumt sich nach Besançon zurück und will wieder mal recht den Professor spielen. Haben Sie, Herr Verlaine, den Plato, dessen Geist Sie citiren, denn auch gelesen? Sonst bekämen Sie eine schlechte Nummer unter ihr gar nicht so übles Gedicht. Anderes Beispiel. Daudets L'Immortel. Verhöhnung der Akademie. Lemaître saß damals noch nicht im Palmenfrack unter der Kuppel, konnte also mitschmunzeln. Thats aber nicht. Welche Zumuthung, Herr Daudet! Wir sollen glauben, daß der Professor Astier-Réhu, ein Gelehrter, mit so plumper Täuschung zu übertölpeln ist? Der Zunftgeist regte sich. In dem Kunstgenußsüchtling war der Philologe beleidigt. Unter Barbaren merkte er, daß ihm der Doktor noch im Leib stecke; mußte er aber mit Doktoren zusammensitzen, dann hätte er am Liebsten den Barbaren, den täppischen Instinktmenschen posirt.

Sein Herz hatte er den esprits tempérés geschenkt. Lafontaine und Lamartine, Mérimée und Maupassant waren seine Hausgötter; doch sein ganzes Wesen hat Keiner so determinirt wie Renan, in dessen Fußspur er den Weg zu seinem wunderlichen Heiligen Serenus fand, dem Helden einer unfrommen Märtyrerlegende. Unfromm freilich nur im Kirchensinn; denn Serenus sehnt sich inbrünstig nach blindem Glauben, ist aber zu reichlich mit Wissensstoff gefüttert worden, als daß er Wundergeschichten für Wirklichkeit halten könnte; findet die Brüder in Christo auch zu beschränkt, unkultivirt, unempfänglich für Kunsteindrücke, inélégants (im Ernst!). Als Gestalter ist Lemaître übrigens nicht stark. Ein paar Novellen, die durch Geistreichthum und stilistischen Takt bestechen, denen aber die Plastik der Darstellung fehlt; ein paar feine, aber sehr dünne Dialogdramen (darunter die allerliebste Bonne Hélène, an der Shaw Manches gelernt haben könnte); die Literatenportraits und Kritiken zum Entzücken gar. Und dieser Skeptiker, der erkannt hatte, daß unser religiöses Sehnen nicht mehr erreiche als la piété sans la foi, ungläubige Frommheit, dieser Ganzmoderne mit der eleganten Seele stieg plötzlich in die Gasse hinab. In den zähesten Schmutz des Politikermarktes. Wurde Bundeshäuptling und Agitator, Demagoge und Hort hoher und niederer Klerisei. Unbegreiflich. Konservativ war er auf seine Art immer gewesen, hatte die Radikalsten oft lustig verhöhnt und gesagt, er wünsche seinem Vaterland zwar einen neuen Hoche oder Marceau, aber keinen zweiten Robespierre oder Bonaparte. Car je hais, comme dit Montaigne, cruellement la cruauté

et j'aimerais mieux, je vous le jure, être privé des ‚bienfaits de la Révolution' — et qu'on n'eut pas coupé la tête de Marie-Antoinette et celle d'André Chénier. Die Grausamkeit zu hassen, hat er dann schnell verlernt und auf eine kleine Große Revolution wärs ihm nicht angekommen. Immer im dichtesten Gewühl. Kein Wort mehr über Kunst, über Literatur; nur noch Leitartikel und Manifeste. Aufrufe, das bedrohte Vaterland gegen Verräther zu schützen. Die ganze Leier. Wie es dahin kam? Die Feinde wisperten, eine ihm theure Gräfin habe ihn sacht umgarnt und beschwatzt. Die ihn besser kannten, meinten, unter der Parisermaske habe sich der Bretonengeist geregt, sei, als der Sturm über die Heimath hinfegte, der Bauernenkel erwacht. Altes Ahnenerbe plötzlich wieder lebendig geworden. (Wer solche Atavismen für undenkbar hält, sollte Les morts qui parlent, den feinen und tapferen Roman des Vicomte de Vogüé, und die Bücher der Énergie Nationale von Barrès lesen.) Frankreich, wie in den Tagen der Liga, in zwei Lager getrennt, die Wurzeln nationaler Kraft bedroht: ein Blitzstrahl reißt das Mummenkleid in Fetzen und der Bauer steht, mit all seinem abergläubigen Fanatismus, wieder da, ist, wie die Ahnen, die Chouans, wieder bereit, an den Kampf gegen die Hydra der Revolution sein Leben zu setzen. Das Leben hat Jules Lemaître dieser Kampf ja nicht gekostet; doch Opfer genug. Er war der beliebteste Kritiker Frankreichs; bewundert, verhätschelt. Und mußte sich nun von jedem Soldknechte des bloc auf der Straße anspeien lassen; durch tiefen Koth waten; der guten Sache wegen mit recht unsauberen Genossen hausen. Er hat viele Dummheiten gemacht; die letzte, da er den wüsten Abenteurer Syveton als Nationalhelden pries. Die rasch folgende Enttäuschung reifte wohl den Entschluß, das moraftige Land der politiciens zu fliehen. Que diable allait-il faire en cette galère? Wenn der von neuem Erleben Bereicherte jetzt der Literatur, der er nicht ersetzt ist, heimkehrte, wärs der Europäergemeinde ein willkommenes Weihnachtgeschenk.

*

Wer weiß? Am Ende hat auch ihm das Geld die Literatur verekelt. Er wurde gut bezahlt, mußte aber Tag vor Tag über Büchern und Papier sitzen, um sein Leben zu fristen. Immer wieder; in jeder Stimmung. L'obsession de l'article à faire. Der Theatererfolg, der ihn unabhängig gemacht hätte, war ihm nicht beschieden. Also weiter Artikel schreiben. Nie unbefangen, kritiklos naiv genießen; nur, mit äußerster Mühe, den Schein wahren, als thue mans. Hinter sich stets den Affen wittern, der mit der Rechten jede Emotion notirt, mit der Linken dem minder behaarten Ebenbilde den Spiegel vorhält.

Sich selbst belauern, zerfasern. Warum wirkt Dieses auf Dich und nicht Jenes? Drückt sich heute nicht ein, was gestern so fühlbare Impression machte? Läßt Dich kalt, was ringsum Hunderte zu Thränen rührt? Konnte der Mensch, der dargestellt werden soll, so sprechen, so handeln, wie er hier spricht und handelt? Wie thätest Du wohl in seiner Lage? Welche Einflüsse sind in die Phantasie dieses Dichters gesickert? Wo strömt seine Quelle? Und von welcher Seite läßt der Stoff sich am Besten anpacken? Wie findest Du schnell die für das in redlichem Eifer zusammengeschleppte Material passendste Architektur? Entsetzlich. Manchem hats den Beruf verleidet. Nur der Wille, zu wirken (nicht: Applaus zu wecken), kann drüber weghelfen. Und diesen Willen hatte der Literat Lemaître nicht, dem wohl der Ruhm genügte, auf seinem Gebiete die feinsten Artistenstücke zu können. Und kann solcher Wille sich denn Dem immer pünktlich einstellen, der Lohn suchen muß? Da brennt dann der Wunsch, dem Schreiberreich in ein thätiges Leben zu entfliehen. Die Toten wollen erwachen. Nicht nur malen, was Andere thun. Nicht mit Feder und Papier, sondern mit lebendigen Menschen arbeiten. Die Bequemen werben um den Ruheposten eines Theatergeschäftsleiters (und werden von der würdelosen Gilde dann um ihre „Karriere" beneidet). Die Verwegenen drängen ins Getümmel. Die Erfinderischen versuchens mit Romanmaschinen oder Spannstücken; glückts, denken sie, so bringe ich mein Schiffchen ins Trockene und brauche nicht mehr unter tausend Mitfischern im Wirbel zu treiben; habe das „elende und erbärmliche Leben" hinter mir (wie der Theaterdirektor Brahm einst schmunzelnd sagte, als er nicht mehr Schillerbiograph, sondern an Leid und Freude der „Schaffenden" prozentual betheiligt war).

Muß es immer so bleiben? Wir haben ja auch Millionäre — die eigentlich nicht nur für häßliche Kirchen und scheusälige Denkmale den Beutel aufthun sollten —, haben eine Staats- und Reichswirthschaft, ders auf eine Viertelmilliarde nicht ankommen darf, wenn ein neues Geschütz erfunden ist oder durch die Kurzsicht der Behörden eine Kolonie in Brand geräth. Eine halbe Million nur in jedes Jahresbudget eingestellt: und fünfzig, sechzig begabte Menschen wären der Robotpflicht enthoben und könnten schweigen, bis der Drang sie zum Reden treibt. Skandinavien zahlt ausgezeichneten Literaten einen Sold, für den keine Gegenleistung verlangt wird. Italien hat seinem Carducci zwölftausend Lire Jahresgehalt zugesprochen. Wir? Aus der Gnadenschatulle des Kaisers bekommt der Freiherr von Liliencron alljährlich zweitausend Mark. Eben so viel, zweitausend Mark (es ist kein Druckfehler), seit ein paar Tagen der greise Herr Rudolf Genée; mit dem einem Achtzigjähri-

gen wohl nicht sehr behaglichen Vermerk, diese ungemeine Gnade sei nur auf fünf Jahre gewährt. Und außer diesen Almosen? Nichts. Wilibald Alexis hatte ein in allerlei Geschäftsunternehmungen erworbenes Vermögen zuzusetzen. Raabe wurde in Kümmernissen Siebenzig, ehe ein Maßgebender an ihn dachte. Fontane mußte im vossischen, Mauthner muß im mossischen Annoncenzwinger schanzen, um das Bischen Auskommen zu finden. Arno Holz wäre verhungert, wenn er der zahlungsfähigen Majestät der Theaterherrscher nicht eine ansehnliche Strecke entgegengegangen wäre. Wie Mancher verdorrt, ohne an die Sonne zu kommen, ohne je sich unbebürdet an den Kulturfreuden dieser Erde zu wärmen! Und Ihr staunt, daß beinahe jedes Lied jetzt bitter nachschmeckt, daß die Proletarier der Literatur proletarisch fühlen, in die Reihen des Rebellenheeres treten, und könnt gar nicht begreifen, warum Euch die Sänger fehlen, die, nach Kellers schönem Wort, mit rein gestimmter Cither ruhig ihre Bahn wandeln? Hier, Herr Graf von Bülow, winkt die Möglichkeit spottbilligen Ruhmes. Sie möchten doch so gern als moderner Mensch in die Geschichtbücher kommen. Sind ja von der Kultur auch weiter beleckt als die meisten Kollegen und Standesgenossen im lieben Vaterland. Ueberlegen Sie, bitte, mal unter dem Weihnachtbaum, ob für die deutsche Literatenrepublik, für ihre Befreiung aus der Geldknechtschaft gar nichts geschehen kann.

Sie meinen, talentvolle Schreiber verdienten heutzutage einen Haufen Geld? Viele. Nur die Meisten eben zu spät; wenn der beste Saft schon ausgeschwitzt ist. Mancher nie. Und Alle müssen mehr ans Verdienen denken, als ihrem Talent nützlich ist. Oder sind Sie, mit Ihrem Zola, überzeugt, wo der Erfolg ausbleibe, sei auch die Ohnmacht erwiesen? Durch Nachfrage und Angebot Alles, wie im Tuchgeschäft, wundervoll zu regeln? Wenn Sie sich nun in jedem Jahr Ihre hunderttausend Mark erreden, Ihren Sold einer bunten Menge abkitzeln müßten? Im Reichstag sind Sie Ihrer Sache sicher. Erstens haben Sies da bekanntlich mit der Blüthe der Nation zu thun. Und zweitens würde Ihr Gehalt auch bewilligt, wenn Sie in der Debatte über Ihren Etat die Fliegenden Blätter vorläsen oder Mikoschanekdoten erzählten; dann sogar erst recht. Sie sind von der Massengunst unabhängig. Darum können Sie auch so feine Sachen serviren, immer nur Primeurs bieten, nur für den verwöhntesten Gaumen anrichten. Nicht wahr? Denn — ich fürchte keinen Widerspruch — Ihre hellgräulich glitzernden Reden sind doch Kaviar fürs Volk.

Nicht so unabhängig sind Sie freilich von anderer Gunst; und die möchten wir nicht etwa für die Geldknechtschaft eintauschen. Daß Staatsbehörden oder Maecene das Genie schon in der Knospe finden und zärtlich hegen wer-

den, erwarten wir natürlich nicht. Wären schon höchst zufrieden, wenn den vom hohen Zunftgerichtshof bereits Anerkannten das Joch vom Hals genommen würde. Das Arbitrium des Kaisers aber müßten wir in ziemlicher Ehrerbietung ablehnen. Auf die Angabe der Motive verzichten Euer Excellenz gewiß. Der Kaiser hat seinen Geschmack, gegen den wir nichts einwenden dürfen noch wollen, so lange es eben der Privatgeschmack eines durch Erbrecht auf den Thron gelangten Herrn ist. Auf unserem Wunschzettel steht da aber noch Etwas. Dieser berechtigte Privatgeschmack ändert jetzt das Stadtbild der Residenz; reißt alte Gebäude nieder, deren Kunstkulturwerth (den historischen geben wir wohlfeil) unersetzlich ist; errichtet Denkmale und stellt Putzgruppen auf, die alle Sachverständigen abscheulich finden; schickt nach Rom einen Goethe, den die an Besseres gewöhnten Italiener bewitzeln, nach Washington einen Fritzen, von dem der Ihnen untergebene Botschafter, ohne sofort ins Kalte gebracht zu werden, in öffentlicher Feierrede sagen darf, ihn habe „das Genie von Deutschlands berühmtestem Bildhauer" (Uphues, halten zu Gnaden!) geschaffen. Dieser Geschmack erweist dem Spektakelmacher Leoncavallo Ehren, die keinem deutschen Meister je beschieden waren. Der Dichter des Rolandromans bekam von seinem „kunstsinnigen König" als einziges Zeichen der Theilnahme einen ungerecht tadelnden Brief und lernte, wie Sie im Treitschke lesen können, „die Undankbarkeit der Hohenzollern gründlich kennen, den unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischen Königen allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste ganz frei geblieben sind". Der Rolandkomponist kann über Undank nicht klagen. Als einziger Civilist beim Militärfest im Neuen Palais. Wie ein Monarch empfangen. Auf der Generalprobe der Kaiser am Regietisch mit Textbuch und Partitur. Auch Sie haben sich hinbemüht und werden von Ihrem Herrn dem dicken Prinzen aus Genieland vorgestellt. Die erste Aufführung in großer Gala. Aller erdenkliche Prunk an die Ausstattung gewendet. Der ganze Hof feierlich geladen. Kronenorden zweiter Klasse (danach müßte Richard Strauß mindestens den Schwarzen Adler bekommen). Dabei ist das Textbuch erbärmliche Stümperei, eine koloritlose Geschichte aus der Verliebtenfibel, und die Musik, nach dem Urtheil aller Kundigen, ein Sammelsur mit süßer Sauce. Solchen Trauertag möchten wir nicht wieder erleben. Der Kaiser braucht nicht zu wissen, daß wir tüchtige und genialische deutsche Musikanten haben, die der Aufgabe unendlich würdiger sind. Der Kaiser kennt die moderne Kunst und die modernen Künstler nicht, hat nur Schlechtes über sie gehört. Ein Wort von Ihnen muß ja genügen. Zwischen Weihnachten und Neujahr ist die günstigste Zeit.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.